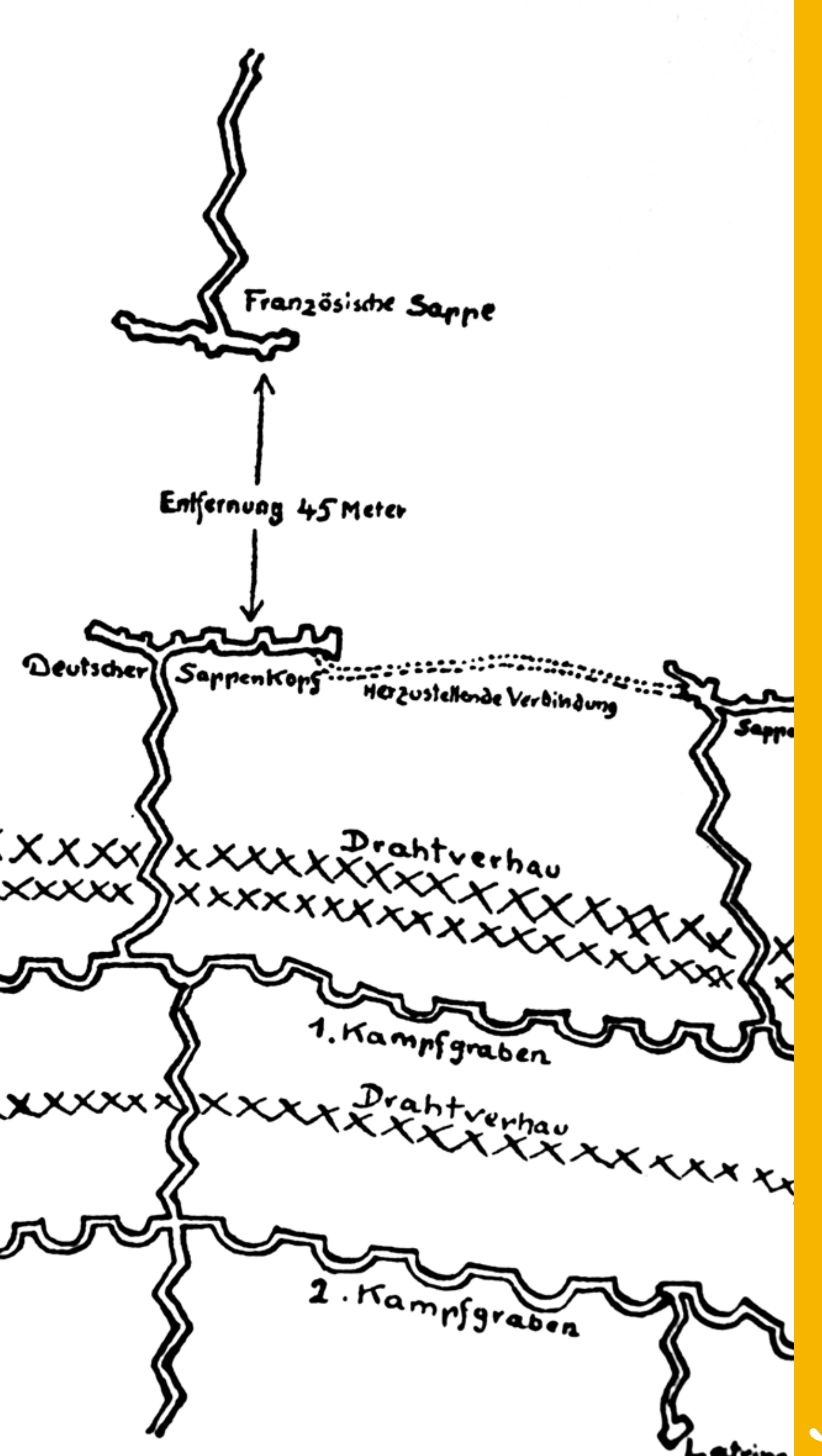
Sezession



1914

Autorenporträt
Christopher Clark

Stefan Scheil
Globaler Krieg

Günter Scholdt
Schreibtischfront

Erik Lehnert
Ideen von 1914

Martin Lichtmesz
Radetzkymarsch

58

Februar 2014
11 EURO
ISSN 1611-5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich) und Erik Lehnert.

12. Jahrgang, Heft 58,
Februar 2014

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten als Kurzbeitrag 9 000 und als Grundlagenbeitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Editorial

Bild und Text

Thema

Bildteil

Debatte

Bücher

Vermischtes

Die Titelskizze einer Grabenstellung bei St. Morel (Champagne), wurde von Ludwig Fahrenkrog 1914 angefertigt.

Wofür in welchen Krieg?

von Götz Kubitschek

Das militärisch-historische Kernwissen über den Ersten Weltkrieg, diese Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts, liest sich in Begriffen beispielsweise so: Einkreisungspolitik – Sarajewo – Bündnistreue – Zweifrontenkrieg – Langemarck – Marne – Stellungskrieg – Tannenberg – Ermattungsstrategie – Materialschlacht – Verdun – Siegfriedstellung – Brest-Litowsk – Frühjahrsoffensive – strategischer Rückzug – 9. November – »im Felde unbesiegt«.

Den Einsatz der deutschen Armee, »dieses großartigen Instruments« (Ernst Jünger), strategisch-taktisch nachzuvollziehen, ist für Konservative lehrreich, weil sie dabei lernen, daß man manchmal die Modernisierung mit allen Mitteln vorantreiben und ohne Nostalgie rücksichtslos nach vorne denken muß, um die Nation zur Geltung zu bringen. Alles für den Sieg! Dies begann mit dem Abschied von der Pickelhaube und den farbigen Uniformelementen und endete dort, wo während der letzten großen Offensiven von 1918 taktische Neuerungen zur Anwendung kamen, die gut zwanzig Jahre später den ausgereiften Kernbestand des Blitzkriegs bildeten: Stoßtrupp, Forcierung des Überraschungsmoments und vor allem »operative Eigenständigkeit« im Gefecht, die bis hinunter zum Kompaniechef jedem Führer vor Ort Entscheidungsfreiheit im Sinne des Auftrags ließ. Nach der gescheiterten Ermattungsstrategie des Generals von Falkenhayn, aufgrund derer die deutschen Divisionen vor Verdun ebenso ausbluteten wie die der Entente, standen Beweglichkeit, Eigeninitiative und Asymmetrie hoch im Kurs. Nicht solchen Truppenteilen, denen der Durchbruch nicht gelänge, sei mit Reserven auf die Beine zu helfen; verstärkt werden müßten vielmehr jene Einheiten, deren Anfangserfolg und Schwung den Gegner schockiert habe und deren rabiater Einbruch in die feindlichen Linien deshalb mit aller Kraft weitergetragen und zu einem exemplarischen Erfolg gebracht werden müsse.



Wir wissen, daß Ernst Jünger als Stoßtruppführer an der Entwicklung und Erprobung der neuen Einsatzformen beteiligt war. Er schrieb nach dem Krieg an den neuen Heeresvorschriften für die Infanterie mit, Begriffe wie »Schützenrudel« sollen auf ihn zurückgehen. Wichtiger indes sind seine schriftstellerischen Sinngebungsversuche: *Der Kampf als inneres Erlebnis, Feuer und Blut,* später die großen Essays *Über den Schmerz* und *Totale Mobilmachung* verklammern den selbstverständlichen Dienst an der Nation mit existentialistischen Motiven: Der heroische Realismus, der soldatische Nationalismus, der Vorrang des durchgeglühten Frontkämpfers vor dem bloß angewärmten Etappenhengst – das alles sind Versuche einer Rechtfertigung des ungeheuren Blutzolls und gleichzeitig Bausteine jener inneren Mobilmachung für die große Revanche, die für Jünger ohne jeden Zweifel kommen würde und gewonnen werden mußte. Sie kam, und diesmal erreichte die Wehrmacht Paris nach drei Wochen, während Jünger als Kompaniechef auf seinem Pferd hinterherritt und vergeblich hoffte, »noch ins Feuer zu kommen«.

Man weiß nicht, worauf man selbst gehofft hätte, ob man also einem dieser schnellen Verbände hätte angehören wollen, die manchmal mit ihren Spitzen auf Marktplätze fuhren, um die dort frühstückenden, völlig überraschten französischen Truppen gefangenzusetzen. Vielleicht aber hätte man den Krieg nicht begrüßt und wäre doch gegangen, mit jener besten aller Begründungen, die etwa ein Norbert von Hellingrath 1914 vorbrachte, als er »für das Volk Hölderlins« einrückte und fiel.

Der Schriftsteller Hans Bergel hat das so ähnlich in seinem Roman *Die Wiederkehr der Wölfe* einem jungen rumänendeutschen Freiwilligen in den Mund gelegt, der vor allem eines war: ein begnadeter Geiger, eingeladen als Solist zu den Salzburger Festspielen 1943. Er brach aber, »zum Entsetzen seiner Bukarester Lehrer«, sein Musikstudium ab und meldete sich zur SS-Division »Prinz Eugen«, die unter dem Siebenbürger Artur Phleps ab 1943 den Kampf gegen die Tito-Partisanen führte. Wenn es um Johann Sebastian Bachs und Wolfgang Amadeus Mozarts Vaterland gehe, erübrige sich die Frage der Vorrangigkeit, läßt Bergel den Geiger Willi Kurzell sagen: »Es geht nicht an, nur Nutznießer zu sein. Wir sind ihr Genie erst dann wert, wenn wir, so es sein muß, die Bereitschaft aufbringen, uns unter Einsatz des Lebens schützend davor zu stellen.«

Wo (das ist eine interessante Frage) wäre heute – beim Blick auf die Nation und ihren Zustand – dasjenige, wovor man sich schützend stellte? Wofür zöge man in welchen Krieg? Oder: Zöge man überhaupt? •

Alle Straßen münden in schwarze Verwesung

von Götz Kubitschek

Der Krieg setzt für manchen, der ihn ausficht, der Banalität und Langeweile der Friedensexistenz ein Ende: Es geht plötzlich um etwas, man schweift aus, spürt das Blut auf andere Weise kreisen und kommt zu jenen kleinen Portionen an Macht und Ansehen, die im Zivilen keine Bedeutung haben und zu denen es im bürgerlichen Leben nicht reichte. Derlei Daseinssteigerung zu ahnen und auf sie zu hoffen: das war 1914 neben nationaler Begeisterung, Pflichtbewußtsein und Gruppenzwang ein Aspekt für etliche Freiwilligenmeldungen. Für den Dichter Georg Trakl war diese existentielle Komponente sogar der einzige Grund – oder eher Abgrund: fort an die Front, um sich selbst zu entkommen oder sich seiner selbst sogar zu entledigen. Das Freiwillige ist: das Erlösende einer Entscheidung.

Georg Trakl wurde 1887 in Salzburg geboren. In der Schule scheiterte er und begann eine Lehre als Apotheker, auf die ein Pharmaziestudium in Wien folgte. Er legte 1910 sein Examen ab und trat als Einjährig-Freiwilliger in die k.u.k. Sanitätsabteilung Nr. 2 ein. Nach dem Ende der Dienstzeit gelang es Trakl aufgrund seiner seelisch-psychischen Disposition nicht, beruflich Fuß zu fassen. Statt dessen lebte er an der Seite seiner Schwester, einer hochbegabten Pianistin, das Leben eines Bohemiens mit lyrischem Genie. Die Nähe zu Margarethe unterschritt bald jedes bürgerliche Maß, die inzestuöse Beziehung endete in einem Desaster.

Halt fand Trakl in dem vermögenden Verleger und Freund Ludwig von Ficker, bei dessen Familie er über Monate wohnte und der in seiner Literaturzeitschrift, dem *Brenner,* die meisten Gedichte Trakls veröffentlichte. Ihr Ton galt weit über den Freundeskreis hinaus als neu und genial, abgründig und erschreckend. Diese Verse sind aber vor allem eines: sie sind vom Lebensvollzug Trakls nicht zu trennen, sind nicht distanziert oder artistisch, sondern existentiell im Wortsinn und – wie stets in derlei seltenen Fällen – mit einem Siegel versehen durch das konsequente, nachgerade gesucht frühe Ende des Dichters.

Trakl meldete sich mit Kriegsbeginn 1914 freiwillig und rückte am 24. August ein. Seine in Galizien stationierte Einheit wurde in die Schlacht um Lemberg geworfen (6. bis 11. September), das an die Russen verlorengegangen war, nun zurückerobert werden und den Ausgangspunkt bilden sollte für einen raumgreifenden Vorstoß weit in die Ukraine hinein. Dieser Plan mißlang ganz und gar, die österreichische Armee erlitt eine verheerende Niederlage und taumelte in einen wirren, panikartigen Rückzug. Trakl mußte als Sanitäter zwei lange Tage auf sich allein gestellt in einem provisorischen Lazarett das Sterben seiner gräßlich verwundeten Kameraden mit ansehen, ohne daß Hilfe oder wenigstens Linderung möglich gewesen wäre. Ein Selbstmordversuch Trakls wurde auf dem Rückzug verhindert, sein täglich geäußerter, rabiater Wunsch nach einem Fronteinsatz wurde abgelehnt. Im Krakauer Garnisonshospital, in das er zur Beobachtung seines Geisteszustands eingewiesen worden war, starrte er durch das vergitterte Fenster und setzte seinem Leben am 3. November mit einer Überdosis Kokain ein Ende. Fehlt noch der Nachtrag, daß Trakl über die schrecklichen Tage in Galizien ein Gedicht verfaßte, überschrieben mit dem Namen jenes Ortes, in dessen Nähe er in seiner Scheune, diesem improvisierten Lazarett, verzweifelte: »Grodek«. Nebenstehend ist es als Faksimile abgedruckt.

Gibt es einen schlapperen Freiwilligen als Trakl? Einen, der noch weniger verstanden hätte von jenem Völkerringen, in dessen Gemetzel er hineingeriet? Dem schon eine kurze Spanne in einer der »Todesgruben von Galizien« so zusetzte, daß er total ausfiel, während seine Kameraden aus den Därmen geschlachteter Katzen jenes Material gewannen, das sie zum Vernähen der offenen Leiber benötigten? Der nicht aus noch ein wußte, weil vor der Lazarett-Scheune, in der er es nicht mehr aushielt, widerständische Ruthenen an den Bäumen aufgeknüpft baumelten? Dem es die Luft abschnürte, weil der letzte der Gehenkten – so berichtete es der entsetzte Trakl – sich die Schlinge selbst um den Hals gelegt hatte (»der Menschheit ganzer Jammer, hier habe er einen angefaßt«)? Der sich verkroch wie zuvor ein halbes dutzendmal im bürgerlichen Leben, als er Stellungen anstrebte, erhielt – und am nächsten Tag schon wieder kündigte, weil es ihm vielleicht unerträglich schien, im Verkaufsraum einer Apotheke auf Kundschaft zu warten? Der daraufhin im Puff verschwand und geliehenes Geld versoff? Der, weil um ihn herum alles geputzt, geölt, diszipliniert, »im Rahmen« ablief, »jedem Deutschen das Beil des Henkers« wünschte, der also ungerecht, unerträglich war, genial zwar, aber in einer geordneten Gesellschaft zu nichts zu gebrauchen, sondern ei-



ner, der sich und anderen nicht zu helfen wußte? Was also, bitte schön, könnte uns »Grodek« geben, in unserer Erinnerungsbeflissenheit an diesen Großen Krieg Nummer eins?

Das ist eine dumme Frage, und nicht viel besser ist die oben notierte Mitteilung, Trakl habe »über Grodek« ein Gedicht geschrieben. »Grodek« ist sowenig ein Gedicht über dieses galizische Kaff, wie Hölderlins »Heidelberg« eines über einen Studienort wäre. Trakls »Grodek« ist die Summe des ununterbrochenen Gedichts, an dem Trakl sein ganzes Leben lang schrieb und das wie ein Myzel unterhalb seiner Lebensäußerungen sich entlangzieht, um in konkreter Form hier und da, ab und an sich zu zeigen. »Grodek« also:

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Münder.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt
Das vergoßne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sterne
Es schwankt der Schwester Schatten durch den schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden Häupter;
Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des Herbstes.
O stolzere Trauer! Ihr ehernen Altäre,
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein gewaltiger Schmerz,
Die ungebornen Enkel.

Was ist in diesen Versen zu finden? Eine Landschaft, durchaus eine stimmige, harmonische Landschaft, in die nun für eine Zeit der Lärm der Schlacht, die sterbenden Krieger, der Kriegsgott eingebettet sind. Die Achse: Das ist das schreckliche, definitive »Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.« Aber das, was davor und danach geschrieben steht, ist in seinem ganzen Elend so klangvoll ausgesprochen und über Enjambements ineinandergebunden, daß man es nicht anders als gegeben aufnehmen kann; und jeder Versuch, sich gegen dieses Gegebene aufzulehnen, wäre unreif und ein Zeichen von Feigheit. Über die drei letzten Zeilen schließlich hat Franz Fühmann längst das Notwendige gesagt: »Wir müssen gestehn, daß der Schluß dieses Gedichts, der als so schwierig und rätselhaft gilt, uns nie so recht Schwierigkeiten gemacht hat; wir hatten ihn von Anfang an, freilich nie mit dem Anspruch, ihn ganz zu haben. Stolzer – welche Trauer wird hier gesteigert? Wir wissen es nicht; wir wissen nur, daß sie stolzer ist als eine andere Trauer.«

Das kurze Kriegserlebnis, das Trakl zu ertragen hatte, war ihm auf den Leib geschneidert. (Rilke: »Und wie eine Braut kommt jedem das Ding, das er will.«) Was war dieser schlappste aller Freiwilligen doch für ein Mensch, daß er die Kraft aufbrachte, auf den Straßen gen Verwesung, auf denen er sein Leben lang unterwegs war, die durch ihn hindurch führten, noch solche Worte zu finden! •

Autorenporträt Christopher Clark

von Martin Grundweg

Die Verleihung des Preises des Historischen Kollegs, auch »Deutscher Historikerpreis« genannt, im November 2010 an Christopher Clark war in doppelter Hinsicht etwas Besonderes. Erstens erhielt mit dem Australier Clark der erste nichtdeutsche (genauer: nicht muttersprachlich-deutsche) Historiker diesen Preis. Diese Entscheidung hatte aber nichts mit politischer Korrektheit im Sinne von »Transnationalität« zu tun. Clark wurde nämlich – zweitens – für sein Preußenbuch ausgezeichnet, das durchweg von Sympathie für seinen Forschungsgegenstand durchzogen ist und das die These von einem für den Nationalsozialismus verantwortlichen preußisch-deutschen »Sonderweg« endgültig auf den Müllhaufen der Geschichtswissenschaft geworfen hat. Ein in Cambridge lehrender Australier, der es wagt, Positives über Preußen zu schreiben, wird von der deutschen Historikerschaft mit einem Preis ausgezeichnet – wenn etwas ein Anzeichen für einen geschichtswissenschaftlichen und geschichtspolitischen Mentalitätswandel in Deutschland ist, dann das.

Die preußische Geschichte hat schon während seines Studiums das vornehmliche Interesse des 1960 in Sydney geborenen Clark gefunden. Laut eigener Aussage hat er sich vor allem mit den religions- und konfessionsgeschichtlichen Aspekten preußischer Auswanderung nach Australien im 19. Jahrhundert beschäftigt. In der Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts studierte er an der Freien Universität Berlin, wo er das ihn faszinierende »Herz des alten preußischen Berlins« kennenlernte. Er meinte damit nicht West-, sondern Ost-Berlin, wo man gerade zu DDR-Zeiten noch Überreste preußischer Tradition finden konnte. Und schließlich wird auch die Heirat mit einer Deutschen zur Entstehung von Clarks ausgeprägter – wenn auch nach eigener Auskunft nicht politisch-doktrinärer – Germanophilie beigetragen haben.

Seine bisher erschienenen Bücher sowie ein Großteil seiner wissenschaftlichen Aufsätze behandeln daher wenig überraschend fast ausschließlich Themen der preußischen und deutschen Geschichte. Das gilt schon für Clarks Dissertation über preußische Judenmission vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, aus der zugleich auch Clarks besonderes Interesse für religionsgeschichtliche Fragen deutlich wird. In einem 2003 gemeinsam mit Wolfram Kaiser herausgegebenen Sammelband über den »Kulturkampf« zwischen katholischen und antiklerikalen Kräften im Europa des 19. Jahrhunderts vertritt Clark mit Nachdruck die These, daß die lange Zeit gängige Modernisierungstheorie gerade im Hinblick auf die Religion abwegig sei. Von einer Säkularisierung im Sinne eines zwangsläufigen Verschwindens von Religion könne weder im 19. noch im 20. Jahrhundert die Rede sein. Ebensowenig sei die Vorstellung überzeugend, liberale Antikatholiken seien im 19. Jahrhundert »modern« gewesen, während ihre katholischen Gegner hoffnungslose Antimodernisten gewesen seien. In Wirklichkeit handele es sich bei Liberalismus, Sozialismus

Clark als Autor:

The Politics of Conversion. Missionary Protestantism and the Jews in Prussia 1728–1941, Oxford 1995;

»The Wars of Liberation in Prussian Memory. Reflections on the Memorialization of War in Early Nineteenth-Century Germany«, in: *Journal of Modern History* 68 (September 1996), S. 550–576;

Kulturkampf in Europa im 19. Jahrhundert (= Comparativ 12), Leipzig 2003 (hrsg. gemeinsam mit Wolfram Kaiser);

Preußen. Aufstieg und Niedergang 1600–1947, München 2007 (englisch: *Iron Kingdom. The Rise and Downfall of Prussia 1600–1947,* London 2006);

Wilhelm II. Die Herrschaft des letzten deutschen Kaisers, München 2008 (englisch: *Kaiser Wilhelm II,* Harlow 2000);

Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog, München 2013 (englisch: *The Sleepwalkers. How Europe Went to War 1914,* London 2012).

und eben auch »neuem« Katholizismus um inhaltlich konträre, strukturell aber sehr ähnliche Versuche, Antworten auf die Herausforderungen der gesellschaftlichen Umwälzungsprozesse der Moderne zu geben. Clark läßt sich dabei auch nicht von vordergründigen Zugeständnissen seitens der Tonangebenden in der Geschichtswissenschaft beirren: »Die Zeit ist längst vorbei, in der Historiker Modernisierung als einen linearen Niedergang von Religion aufgefaßt haben, aber es gibt noch immer eine Tendenz, die religiöse Erneuerung als eine temporäre Abweichung von der ›Norm‹ eines irreversiblen Prozesses der Säkularisierung zu sehen.«



© *Christopher Clark*

Diese Neigung – im Ton sehr höflich, in der Sache aber unnachgiebig den gängigen Lebenslügen vor allem der deutschen Geschichtswissenschaft zu widersprechen – bestimmt auch die drei bekanntesten Publikationen Clarks. Den Anfang machte er mit der 2000 erschienenen politischen Biographie des letzten deutschen Kaisers, Wilhelms II. Deren 2008 veröffentlichte deutsche Übersetzung sorgte für besonderes Aufsehen, weil es anläßlich des 150. Kaisergeburtstages am 27. Januar 2009 und der Publikation noch zwei weiterer Kaiserbiographien zu einer kleinen Kontroverse um die Beurteilung Wilhelms II. kam, in der Clark sich als die Stimme wissenschaftlicher Vernunft etablierte. Vor allem grenzte Clark sich von John Röhl ab, dem unbestritten besten Kenner des Kaisers. Dessen dreibändige und viertausendseitige Wilhelm-Biographie ist eine einzige Anklageschrift gegen Wilhelm II., den Röhl für fast alles verantwortlich macht, was zwischen 1890 und 1918 in Europa schiefgelaufen ist. Röhl versteigt sich dabei zu immer absurderen Denunziationen des Kaisers, indem er den historischen Kontext, in dem Wilhelm agierte, nahezu vollständig ausblendet und ihn außerdem konsequent psychopathologisch interpretiert.

Aber auch dem Rehabilitationsversuch der im großen und ganzen sehr verdienstvollen Kaiserbiographie Eberhard Straubs schließt Clark sich nicht uneingeschränkt an. Das hängt vor allem damit zusammen, daß die ganz als »Anti-Röhl« aufgebaute Argumentation Straubs in ihrer Einseitigkeit nicht immer der Überprüfung an den Quellen standhält. Clarks Stil ist außerdem ein völlig anderer: Er hält sich von Kämpfen um die Bewertung Wilhelms II. weitgehend fern und präsentiert sein eigenes Buch als Synthese der langjährigen Forschungsdebatte um die Frage, wieviel Macht der Kaiser eigentlich gehabt habe. Weder Röhls These vom »persönlichen Regiment«, so Clark, treffe letztlich zu, noch Hans-Ulrich Wehlers Bild von Wilhelm als bloßem »Schattenkaiser«; vielmehr sei Wilhelm II. von seinen Beratern weitgehend in der Illusion gehalten worden, selbst zu herrschen. Gegen die psychopathologische Deutung des Kaisers stellt Clark nüchtern fest, daß es wissenschaftlich weiterführe, historischen Akteuren zunächst einmal Vernunftbegabung zu unterstellen und sich nicht an medizinischen oder psychologischen Diagnosen bereits Verstorbener zu versuchen.

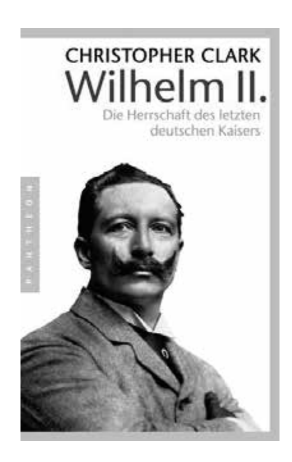
»Der spöttische, verunglimpfende, ja sogar verteufelnde Tonfall vieler historiographischer Kommentare zu Wilhelm zählt zu den prägnantesten und auffälligsten Merkmalen auf diesem Gebiet. Man braucht kein Fürsprecher eine Rehabilitierung zu sein, um zu spüren, daß diese Sprache ein wenig überzogen und fehl am Platze ist.«

Es ist hochinteressant, was aus einer solch unaufgeregten Sichtweise nebenbei alles mitgeliefert wird. Aufgrund seiner Herkunft und des zeitlichen Abstandes fühlt Clark sich frei davon, den Kaiser verherrlichen oder verteufeln zu müssen, und so gelingen ihm einige äußerst wertvolle Korrekturen gängiger Fehlurteile. Die angebliche Unmodernität Wilhelms II. ist eines davon: Clark zeigt nicht nur, daß der Kaiser die technisch-industrielle Modernisierung voranbrachte und sich für ein an modernen Anforderungen orientiertes Schul- und Universitätssystem einsetzte, sondern daß auch dessen Selbstbild das eines modernen Kaisers war. Als seine Hauptaufgabe, so macht Clark deutlich, verstand Wilhelm die innere Einigung

des durch Bismarck nur äußerlich geeinten Deutschen Reiches. Dazu versuchte Wilhelm, sich selbst als Nationalsymbol zu präsentieren und eine Innenpolitik zu betreiben, die mit Hilfe eines breit angelegten Konsenses die gesellschaftlichen Ränder in die Nation integrieren sollte. Das wichtigste Mittel war dabei die Selbstinszenierung als »Herr der Mitte« (Nicolaus Sombart), der vor allem durch extensives Reisen und Reden ein nationales Zusammengehörigkeitsgefühl stärken oder erst schaffen wollte.

Dafür, daß ihm das letztlich nicht uneingeschränkt gelang und daß er außerdem auf außenpolitischem Feld eher negativ wirkte, macht Clark zwei Dinge verantwortlich: die äußeren Umstände wie die persönlichen Unzulänglichkeiten des Kaisers. Exemplarisch deutlich wird das im Ersten Weltkrieg: Der niemals ernsthaft kriegslüsterne »Friedenskaiser« vermochte es nicht, sich gegenüber den »Falken« in den eigenen Reihen (und denen der anderen europäischen Staaten) durchzusetzen, zog sich während des Krieges ganz zurück und floh bei Kriegsende schließlich kampf-







los nach Holland. Dies aber, so Clark, habe nicht, wie John Röhl behauptet, an der Bosheit eines Verrückten gelegen und auch nicht, wie Straub meint, am Verrat konservativer Hardliner, sondern an der Schwäche eines Gutwilligen. Mit dieser Deutung gelingt es Clark, das noch immer verbreitete Negativurteil über den letzten deutschen Kaiser moderat zu korrigieren und dabei »Verunglimpfung und Verständnis wieder in ein angemessenes Verhältnis zueinander zu bringen.«

Daß Clark Wilhelm II. trotz aller Friedensbemühungen nicht von der Verantwortung befreit, vor allem durch Taktlosigkeiten bei öffentlichen Auftritten die Beziehungen zu den späteren Gegnern im Ersten Weltkrieg belastet zu haben, wird auch in seiner 2006 in englischer, 2007 in deutscher Sprache erschienenen Geschichte Preußens deutlich. Dieses Buch, das Clark schlagartig berühmt gemacht und wohl wesentlich zu seiner 2008 erfolgten Ernennung zum Professor für europäische Geschichte der Neuzeit in Cambridge beigetragen hat, liest sich noch weit stärker als die Wilhelm-Biographie wie die Verteidigung eines zu Unrecht Verfemten. Clarks Darstellung des Aufstiegs und Niedergangs Preußens ist jedenfalls von einer immer wieder durchscheinenden Neigung zu einem – wenn auch nicht unkritisch – positiven liberalkonservativen Bild von Preußen geprägt, für das Clark exemplarisch Hans-Joachim Schoeps und Sebastian Haffner nennt. Von propreußischer »Lagerfeuerromantik« grenzt Clark sich explizit ab; wesentlich wichtiger ist ihm aber die Widerlegung der These vom preußisch-deutschen »Sonderweg«.

»Als australischer Historiker, der im Cambridge des 21. Jahrhunderts arbeitet, bin ich glücklicherweise von der Verpflichtung (oder Versuchung) befreit, das historische Erbe Preußens zu beklagen oder zu feiern. Vielmehr stellt dieses Buch den Versuch dar, die Kräfte zu verstehen, die Preußen geformt und zerstört haben.«

In seiner Darstellung rückt er daher vieles gerade, was Generationen von Sonderweghistorikern an Verzerrungen preußischer Geschichte geschaffen haben: Die spezifisch preußische Religionstoleranz, so Clark, werde durch den Hinweis auf ihre auch politische Motivation keineswegs entwertet; der Angriff Friedrichs des Großen auf Schlesien sei kein beispielloser Akt verbrecherischer Aggression gewesen, sondern im Vergleich zu den übrigen Mächten Europas durchaus ein Normalfall; die Stärke der preußischen Armee habe keiner irgendwie exzeptionellen »Militarisierung« der Gesellschaft entsprochen. Modisches wie Gender-»Forschung« bezieht Clark zwar ein, reduziert diese aber auf jenes Maß, in dem Geschlechterfragen nicht als ideologische Alternative, sondern als maßvolle Erweiterung traditioneller Fragestellungen erscheinen – gegen eine Be-

schäftigung mit der besonderen Rolle der Gutsbesitzerfrauen im agrarisch geprägten Ostpreußen ist jedenfalls im Prinzip nichts einzuwenden. Und von einer Kammerdienerperspektive, die sich nicht für die Leistungen, sondern für die Neurosen der »Großen« interessiert, hält Clark sich gänzlich fern.

Das fruchtbare Zusammengehen von staatlicher Autorität und Aufklärung unter Friedrich dem Großen beeindruckt Clark sichtlich, wie er überhaupt Sympathie für die besondere etatistische Tradition Preußens zeigt: Sie hätte nach seiner Auffassung als Staatssozialismus sogar das Zeug gehabt, die »Misere des Königshauses« Ende des 19. Jahrhunderts zu überwinden. Aber neben diesem »modernen« Preußen ist Clark auch nicht ohne Verständnis für das »alte«. Er eignet sich sogar Auffassungen der »altkonservativen« Preußen an, wenn er etwa meint, Preußens Aufgehen in Deutschland sei sein Verderben gewesen, weil das seit den Befreiungskriegen spannungsvolle Verhältnis zwischen preußischem Patriotismus und deutschem Nationalismus – dem Clark einen eigenen Aufsatz gewidmet hat – letztlich zugunsten des letzteren habe ausgehen müssen. Und auch die angebliche Diskreditierung Preußens infolge von dessen geschichtspolitischer Indienstnahme durch das NS-Regime läßt Clark nicht gelten: Faktisch hätten die Nationalsozialisten, ungeachtet propreußischer Rhetorik, preußische Traditionen zerstört, denen sich wiederum die Männer des 20. Juli verpflichtet fühlten.

»Der Kriegsausbruch von 1914 ist kein Agatha-Christie-Thriller, an dessen Ende wir den Schuldigen im Konservatorium über einen Leichnam gebeugt auf frischer Tat ertappen. In dieser Geschichte gibt es keine Tatwaffe als unwiderlegbaren Beweis, oder genauer: Es gibt sie in der Hand jedes einzelnen wichtigen Akteurs. So gesehen war der Kriegsausbruch eine Tragödie, kein Verbrechen.«

Eines der wichtigsten Charakteristika des Buchs von Clark ist, daß er zwar einen Sinn für die historischen Besonderheiten Preußens hat, zugleich aber in der Lage ist, Preußen in den gesamteuropäischen Staatenzusammenhang einzuordnen, und zwar so, daß Preußen als ein europäischer Staat erscheint wie die anderen auch. Allein dadurch nimmt er den historiographischen Preußenfeinden ihre ganze Argumentationsgrundlage, die letztlich darauf beruht, daß Preußen eigentlich gar kein historisches Existenzrecht, wenigstens aber kein Recht auf Durchsetzung staatlicher Interessen gehabt habe.

Dasselbe Muster, nur auf Deutschland bezogen, prägt Clarks neuestes Werk, seine Untersuchung der Ursachen des Ersten Weltkriegs. Wie »Schlafwandler«, so der Titel des Buches, seien die politischen Entscheidungsträger 1914 in den Krieg gezogen, mit vollem Bewußtsein, aber ohne echten Sinn für die Konsequenzen ihres Handelns. Das Deutsche Reich trägt aus Clarks Sicht einen Teil an der Verantwortung für die Entstehung des Krieges, aber alle anderen Beteiligten eben auch.

»Die einst von vielen vertretene Anschauung, daß Deutschland sich die eigene Isolation durch sein ungeheuerliches internationales Auftreten selbst zuzuschreiben habe, wird durch eine breitere Analyse der Prozesse nicht bestätigt, durch die die Neuorientierungen in dieser Ära zustande kamen.«

In Einleitung und Schluß läßt es Clark bei dieser Deutung bewenden, nach der alle Staaten gleichermaßen »schuldig« oder »unschuldig« am Kriegsausbruch gewesen seien. In der Darstellung selbst setzt Clark in dieser Hinsicht durchaus unterschiedliche Schwerpunkte: Die Reaktion Österreich-Ungarns auf die Ermordung des Thronfolgers durch serbische Attentäter am 28. Juni 1914 hält Clark für angemessen, ja sogar für einigermaßen moderat, während Serbien ein Pulverfaß gewesen sei. Niemand habe dort wirklich durchschauen können, welche Zusammenhänge zwischen Regierung, radikalnationalistischer Opposition und den Attentätern bestanden. Deutschland wiederum habe keine andere Wahl gehabt, als Österreich – seinem letzten verbliebenen Bündnispartner – den Rücken zu stärken. Daß sich die Beziehungen Deutschlands vor allem zu England und Rußland vor 1914 so sehr verschlechtert hatten, führt Clark nur zu einem sehr geringen Teil auf das unkluge Verhalten des Kaisers und der zuständigen Politiker und Diplomaten zurück; in der Hauptsache macht er die Gesamtlage eines internationalen Staatensystems verantwortlich, in dem Deutschland vor allem wirtschaftlich zum ernstzunehmenden Konkurrenten wurde, gleichzeitig aber nicht stark genug war, als daß England oder Rußland an einem Bündnis mit Deutschland interessiert gewesen wären. Die von vielen Historikern in der Nachfolge des deutschen Kriegsschuldmatadors Fritz Fischer vertretene Auffassung, daß Deutschlands Streben nach »Weltpolitik« an sich unberechtigt oder gar verwerflich gewesen sei, lehnt Clark als geradezu grotesk ab.

»Es darf nicht vergessen werden, daß schon bescheidene deutsche Bemühungen, die machtpolitischen Beschränkungen für eine Expansion zu überwinden, auf erbitterten Widerstand seitens der etablierten Weltmächte stießen. Deutschlands Versuche, zumindest einen Anteil an den mageren Portionen zu bekommen, die noch erhältlich waren, stießen in der Regel auf energischen Widerstand des etablierten Clubs der Weltmächte.«

Clark hält sich aber ansonsten klug aus politisch aufgeladenen Debatten heraus, etwa darüber, ob man von einer »Einkreisung« Deutschlands durch Frankreich, Rußland und England sprechen müsse oder vielmehr von einer selbstverschuldeten »Auskreisung«; Clark selbst spricht statt dessen von einer »Isolation« des Reiches, die viel mit der Gesamt-

interessenlage aller beteiligten Staaten und wenig mit individuellen Entscheidungen zu tun gehabt habe; nur im Falle Frankreichs seien massivere antideutsche Ressentiments mit im Spiel gewesen. Der deutsche Flottenbau, der lange Zeit als eine wesentliche Kriegsursache galt, war laut Clark ein nachvollziehbarer und vernünftiger Schritt angesichts stark begrenzter Handlungsoptionen. Präventivkriegswünsche wiederum gab es unter den Militärs aller beteiligten Staaten, und gerade in Deutschland war deren Einfluß auf die politische Führung relativ gering. Rußlands »Blankoscheck« für Serbien, Frankreichs Drängen zum Zweifrontenkrieg und Englands Lavieren – das Clark ähnlich wie vor ihm schon der Historiker Niall Ferguson dafür verantwortlich macht, daß Frankreich und Rußland fest mit Englands militärischer Unterstützung rechnen konnten, während Deutschland darauf hoffen durfte, daß England neutral bleiben würde – werden von Clark für die Eskalation der Julikrise mindestens ebenso verantwortlich gemacht wie Österreichs Unnachgiebigkeit und Deutschlands Bereitschaft zum »Sprung ins Dunkle« (Theobald von Bethmann Hollweg) angesichts einer sich immer bedrohlicher zuspitzenden geopolitischen Lage.

Bei aller Sympathie für Deutschland und Preußen und bei allen Vorstößen gegen die heiligen Kühe der linksliberalen Geschichtsschreibung – Modernisierungstheorie, Säkularisierungsthese, deutscher Sonderweg und deutscher Schuldkult – ist Clark aber alles andere als ein »Rechter«. Eher könnte man ihn als einen Altliberalen bezeichnen, dem es vor allem um politische Ordnung und Rechtsstaatlichkeit zu tun ist. Demokratisierung hält er dazu meist für zweckmäßig, aber das gilt nicht immer und unbedingt, und vor allem ist Clark kein doktrinärer Antimonarchist. Darüber hinaus aber ist er tatsächlich in erster Linie ein Geschichtsschreiber, der allem Anschein nach keinerlei politische Absichten verfolgt, sondern vielmehr gegen die Aufladung der Geschichtswissenschaft mit politischen Zwecken zu Felde zieht. Seine ausländische Herkunft erschwert es dabei seinen deutschen Gegnern ganz besonders, einen Stich gegen ihn zu landen – Clark kann dann regelmäßig und süffisant darauf verweisen, daß Deutschland das einzige Land sei, in dem ihm Deutschenfreundlichkeit vorgeworfen werde.

Sein überwältigender bisheriger Erfolg ist dadurch aber nur zum Teil erklärt. Zu berücksichtigen ist nämlich der in der deutschen Wissenschaftstradition seltene unkonfrontative Ton Clarks: Seine Gegner widerlegt er nicht explizit und schon gar nicht polemisch, sondern er sucht die Plausibilität ihrer Position, um seine eigene dann als Ergänzung einzuführen, auch wenn sie in Wahrheit einen totalen Widerspruch impliziert. Hier und da geht Clark darin wohl zu weit; so beispielsweise, wenn er sich für eine Laudatio auf John Röhl hergibt, dessen Werk über Wilhelm II. Clark eigentlich in nahezu jeder Hinsicht widerlegt hat. Auch gegenüber Fritz Fischer äußert Clark sich respektvoll, beharrt aber doch darauf, daß dessen These nur durch einen ganz auf Deutschland und auf bestimmte Aspekte der deutschen politischen Kultur beschränkten Blick zustande gekommen sei und daß eine »transnationale« Ausweitung des Blickfeldes zu dem Ergebnis führe, daß sich eine entsprechende Kultur in allen europäischen Staaten vor 1914 nachweisen lasse. Auch verfällt Clark nicht dem Fehler einiger jüngerer deutscher Historiker, die Fischers Thesen längst für selbstverständlich widerlegt halten, ohne dabei zu berücksichtigen, daß dies keineswegs für die nichtwissenschaftliche Öffentlichkeit gilt und daß auch innerhalb der Wissenschaft eine »Light«-Version der Kriegsschuldthese nach wie vor weit verbreitet ist. Wer das Bild von der deutschen Hauptschuld am Ersten Weltkrieg wirksam bekämpfen will, muß ein Gegenbild entwerfen, und Clarks Vorschlag, den Krieg nicht als Verbrechen, sondern als Tragödie zu verstehen, an der alle Beteiligten ihren Anteil hatten und die sich deshalb auch nicht zur geschichtspolitischen Waffe gegen Deutschland eignet, hat das Zeug zu einem solchen Gegenbild.

Die Gegner Clarks, die vor allem den deutschen Schuldkult in Gefahr sehen, haben sich daher bereits in Stellung gebracht; zum großen Schlag aber haben sie noch nicht ausgeholt. Christopher Clark taugt nun einmal nicht zum »konstitutionellen Nazi« (Rudolf Augstein über Andreas Hillgruber), und ein neuer Historikerstreit könnte zu ungeahnten Ergebnissen führen. •

Literaturhinweise:

John C. G. Röhl: *Wilhelm II. Die Jugend des Kaisers 1859–1888*, München 1993;

ders.: *Wilhelm II. Der Aufbau der Persönlichen Monarchie 1888–1900*, München 2001;

ders.: *Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund 1900–1941*, München 2008;

Eberhard Straub: *Kaiser Wilhelm II. in der Politik seiner Zeit. Die Erfindung des Reiches aus dem Geist der Moderne*, hrsg. von der Gesellschaft für Wilhelminische Studien e.V., Berlin 2008;

Nicolaus Sombart: *Wilhelm II. Sündenbock und Herr der Mitte*, 2. Aufl., Berlin 1997;

Hans-Joachim Schoeps: *Preußen. Geschichte eines Staates*, Frankfurt a.M./Berlin 1965;

Sebastian Haffner: *Preußen ohne Legende*, Hamburg 1979;

Dominik Geppert/Sönke Neitzel/Cora Stephan/Thomas Weber: »Warum Deutschland nicht allein schuld ist«, in: *Die Welt* vom 4. Januar 2014.

Autoren dieses Heftes

Martin Grundweg, 1984, studierte Geschichte und Politologie und arbeitet als Historiker.

Thorsten Hinz, 1962, studierte Germanistik in Leipzig und arbeitet als freier Autor in Berlin. 2004 erhielt er den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Der Weizsäcker-Komplex. Eine politische Archäologie, Berlin 2012

Benedikt Kaiser, 1987, studiert Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung. Arbeit derzeit über die Geschichte der Zeitschrift *Criticón.*
Eurofaschismus und bürgerliche Dekadenz. Europakonzeption und Gesellschaftskritik bei Pierre Drieu la Rochelle, Kiel 2011

Ellen Kositza, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.
Gender ohne Ende, 3., erweiterte Auflage, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession.*
Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, ist promovierter Philosoph und arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).
Vordenker, Band 3 des *Staatspolitischen Handbuchs,* hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2012

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.
Kann nur ein Gott uns retten? Glauben, Hoffen, Standhalten, Schnellroda 2014 (in Vorbereitung);
Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate, Schnellroda 2011

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Polen 1939. Kriegskalkül, Vorbereitung, Vollzug, Schnellroda 2013;
Ribbentrop oder Die Verlockung des nationalen Aufbruchs. Eine politische Biographie, Berlin 2013

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.
Vergeßt Broder! Sind wir immer noch Antisemiten?, Schnellroda 2013

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, promovierter Historiker, unterrichtet an einem Gymnasium und ist Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Staatspolitik.
GegenAufklärung. Gedankensplitter – Notate – Sentenzen, Berlin 2013;
Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011

Die Globalisierung des Krieges

von Stefan Scheil

Im Jahre 1892 wurde über den französisch-russischen Bündnisvertrag verhandelt. Als der russische Zar Alexander III. den Vertragsentwurf zu Gesicht bekam, stimmte er sofort lebhaft zu: »Wir müssen die Fehler der Vergangenheit korrigieren und Deutschland bei der ersten Gelegenheit vernichten.« Der Vertrag kam zum Abschluß und blieb bis zum Jahr 1914 sowohl gültig als auch absolut geheim. Das, was Zar Alexander III. geäußert hatte, klang allerdings in den Ohren der anwesenden Diplomaten allzu deutlich. Sie waren an eine zurückhaltende Sprache gewöhnt, Offenherzigkeit war ihnen nicht geheuer. Was brachte den Herrscher beim Blick auf Deutschland zu solchen Vernichtungsphantaisen? Wo lagen »die Fehler der Vergangenheit«?

»Der Schauplatz der Weltgeschichte hat sich erweitert; damit sind die Proportionen andere geworden, und ein Staat, der als europäische Großmacht eine Rolle in der Geschichte gespielt hat, kann, was seine materielle Kraft angeht, in absehbarer Zeit zu den Kleinstaaten gehören. Wollen nun die europäischen Staaten ihre Weltstellung aufrecht erhalten, so werden sie nach meinem Dafürhalten nicht umhin können … eng aneinander sich zu schließen.«

Reichskanzler Leo v. Caprivi (1891)

Aus russischer Sicht bestand dieser Fehler in nichts Geringerem als der Existenz Deutschlands als vereintem Staat. Diese Vereinigung – die 1871 durch einen Wink aus Moskau ohne weiteres hätte verhindert werden können – hatte Folgen nach sich gezogen, die nicht bedacht worden waren. So hatte man doch in Berlin offenbar nicht verstanden, daß auch ein vereinigtes Deutschland ein vergleichsweise kleiner und abhängiger Akteur auf der internationalen Bühne zu bleiben hatte. Statt dessen ergriff der neuerdings zum Reichskanzler avancierte preußische Ministerpräsident und frühere Botschafter am russischen Hof, Otto von Bismarck, schon kurze Zeit später im Jahr 1878 die Gelegenheit, um Deutschland als Souverän zu inszenieren. Er bat zum »Berliner Kongreß«, um als neutraler »ehrlicher Makler«, die ganz großen Angelegenheiten der europäischen Politik zu regeln. Statt bei dieser Veranstaltung als treuer und dankbarer preußischer Vasall die damals aktuellen russischen Forderungen in Richtung türkischer Meerengen zu unterstützen, blieb er tatsächlich neutral.

Das hat man am russischen Hof in den folgenden Jahrzehnten nicht vergessen. Deutschland wurde zunehmend als Hindernis und lästiges Ärgernis verstanden, das aus der Tatsache, direkt und nur zweihundert Kilometer von seiner Hauptstadt entfernt an den größten Staat der Erde zu grenzen, nicht die richtigen Schlußfolgerungen zog. Fürs erste war das keine Angelegenheit von akuter Bedeutung, da die ganz große Weltpolitik sich von Europa abgewendet hatte. Die Aufteilung Zentral- und Ostasiens in direkte Herrschaftsgebiete und Interessensphären war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in vollem Gang und beanspruchte die russische Aufmerksamkeit so gut wie die englische und die amerikanische. Der Rest der Welt wurde politisch und wirtschaftlich erschlossen – wenn man es neutral formulieren will.

Damit kam ein Prozeß in sein Endstadium, der seit der frühen Neuzeit in Gang war. Man kann ihn als »Globalisierung der Politik« definieren. Die »Entdeckung« der Welt durch europäische Seefahrer, ihre Eroberung und teilweise Besiedlung lieferten neue Interessenkonflikte überall

auf dem Planeten. Ganze Kontinente wurden kulturell neu geprägt. Diese neue Entwicklung lieferte auch Macht zurück nach Europa. Dies machte es der europäischen Politik zusehends unmöglich, ihre Angelegenheiten unter bloßem Rückgriff auf Kraftquellen zu regeln, die innerhalb Europas lagen.

Die Möglichkeiten jener Staaten, die nicht auf Potential in Übersee zurückgreifen konnten, wurden dadurch eingeschränkt. Wer etwa gegen Großbritannien Krieg führen wollte, der hatte es nicht nur mit einer mehr oder weniger großen europäischen Insel zu tun, sondern mit einem imperialen Verband, der seit der Mitte des 18. Jahrhunderts auf die Hilfsmittel der ganzen Welt zurückgreifen konnte. Spätestens jener Krieg, den man in der deutschen Geschichtsschreibung den Siebenjährigen nennt, kann als Teil eines jahrzehntelangen, fast weltumspannenden Konflikts gesehen werden, in dem Preußen ohne die aus Übersee gewonnenen englischen Geldleistungen auf keinen Fall hätte Partei ergreifen können.

Und trotz dieser Unterstützung wäre die preußische Niederlage sicher gewesen, denn auch die Kriegsführung in Richtung Osten war eigentlich hoffnungslos. Von Moskau aus wurde ein unerreichbarer Raum regiert, aus dem heraus jede europäische Kriegsmacht früher oder später zu besiegen war. Friedrich der Große wurde am Ende noch durch das »Mirakel des Hauses Brandenburg« gerettet, den russischen Kurswechsel nach dem Zufallstod einer Zarin. Der erste, der die Erfahrungen mit den Weiten des Ozeans auf der einen und der des Landes auf der anderen Seite machte, war wenig später bekanntlich Napoleon Bonaparte, ihn rettete nichts mehr.

Zurück ins wilhelminische Deutschland, dem der russische Zar so herzlich die Vernichtung wünschte. Auch in der Regierungszentrale des wilhelminischen Kaiserreichs war man sich bewußt, letztlich einen kleinen Staat zu regieren, der schwierig durch die kompliziert gewordenen Verhältnisse auf dem Globus zu steuern war. Das Stichwort »Globalisierung« wurde in diesem Zusammenhang noch nicht verwendet, es lag aber in der Luft. Kurt Riezler etwa, einer der wichtigsten Berater des deutschen Reichskanzlers Bethmann Hollweg, sah die globale Wechselwirkung im Herbst 1913 bereits als vollendete Realität an. Die Welt sei »ein politisches Einheitsgebiet geworden« so daß »alles, was irgendwie politisch geschieht, auf alles andere zurückwirkt oder wenigstens zurückwirken kann.« Dieser Eindruck konnte besonders aus der Konkurrenzsituation vor dem Ersten Weltkrieg entstehen, als die direkte politische und wirtschaftliche Kontrolle überseeischer Gebiete, kurz: der Imperialismus, den europäischen Nationalstaaten aus der Globalisierungsfalle helfen sollte. Auch Deutschland stieg in dieses Rennen um Macht und Einfluß auf dem Planeten ein – und bestätigte damit nicht nur in Moskau und Sankt Petersburg, sondern auch in London und Washington den Verdacht, den Status quo der Weltpolitik ändern zu wollen.

In den Washingtoner Führungszirkeln ging man 1898 mit dem Angriff auf die Reste des spanischen Kolonialreichs in der Karibik und im Pazifik zu einer Phase des offenen Imperialismus über. Das Deutsche Reich, das in diesem Zusammenhang mit Erfolg Ansprüche auf ein paar früher spanische Inseln im Pazifik erhob, wurde auch deswegen – in gewisser Analogie zu russischen Eindrücken – zunehmend als Ärgernis der Weltpolitik empfunden, weil es den amerikanischen Anspruch, die einzige Weltmacht zu sein, brüskierte. Das britische Weltreich würde sich letztlich Stück für Stück verdrängen und übernehmen lassen, dieser Prozeß war längst im Gang. Von Deutschland glaubte man das nicht. Der finsteren Thematik entsprechend hatte man diesem Land deshalb in den amerikanischen Militärakten schon kurz nach der Jahrhundertwende um 1900 den Code-Namen »Black« gegeben. Auch ein »Black-Plan« für einen Krieg gegen Deutschland existierte schon vor 1914, wobei nach diesem Jahr die Arbeiten daran natürlich beschleunigt wurden.

In Großbritannien bildete sich um das Jahr 1900 herum ebenfalls eine politische Denkschule heraus, die für die englische Außenpolitik der folgenden Jahrzehnte von kaum zu überschätzender Bedeutung ist. Sie ist im britischen Außenministerium mit den Namen der Unterstaatssekretäre Robert Vansittart und Eyre Crowe verbunden, wobei Crowe als Gründer dieser Denkart gelten kann. Ihren Kern bildete die Überzeugung, es bestehe in der Existenz des 1871 vereinten Deutschland ein für Großbritan-

»Ich half mit, ein halbes Dutzend zentralamerikanischer Republiken für den Gewinn der Wall Street zu vergewaltigen. 1902–1912 half ich mit, Nicaragua für das International Banking House of Brown Brothers zu säubern. Den amerikanischen Zuckerinteressen diente ich 1916 in der Dominikanischen Republik. 1903 machte ich Honduras reif für die amerikanischen Fruit Companies. 1927 sorgte ich in China dafür, daß Standard Oil beruhigt seinen Weg gehen konnte. Im Rückblick betrachtet, hätte ich Al Capone wohl einige Tips geben können. Er kam als Gauner nie weiter als drei Stadtteile. Ich dagegen operierte auf drei Kontinenten.«

General Smedley D. Butler (Kommandeur im US-Marine-Corps, 1935)

nien grundsätzliches Problem. Ein deutsch-britischer Konflikt sei daher unvermeidlich. Auch von einem friedlichen Verhalten Deutschlands, so hatte Crowe seinerzeit doziert, dürfe man sich nicht täuschen lassen. Andernfalls werde Deutschland das britische Empire kampflos überflügeln und dann später seine Bedingungen diktieren. Unschwer läßt sich hier eine Projektion der Gedankenwelt, der Ziele und der Methoden der leitenden Schicht des englischen Imperialismus nach außen erkennen.

Crowe unterstellte Deutschland eben das, was das englische Königreich in den Jahrzehnten zuvor getan hatte. Die Expansion des Empire hatte in dieser Zeit ein Viertel der Welt unter englische Kontrolle gebracht und rechtfertigte sich dabei unter anderem mit einer besonderen kulturellen Mission. Dennoch – oder deswegen – blieb Crowes Analyse lange Zeit einflußreich, eröffnete sie doch einer offensiven englischen Kriegspolitik die Möglichkeit, sich als Verteidigungsstrategie zu begreifen.



Immer geht es um die Mitte – Karikatur von André Huguenin-Dumittan und Auguste G. Fiedler, 1915

Vergleicht man die Bewußtseinslage in den Führungszirkeln Großbritanniens, Rußlands und der Vereinigten Staaten in den Jahren vor 1914, scheint es ein gemeinsames Element gewesen zu sein, den weiteren Ausbau deutscher Macht in Form von Bevölkerungszuwachs, Wirtschaftskraft und Technologie nicht dulden zu wollen. Von erheblichem Unterschied war dagegen die Stimmungslage von Land zu Land. In London war man »von der Souveränität zur Angst« (Christian Wipperfürth) übergegangen, zur Angst, tatsächlich von einem vereinten Deutschland zuerst friedlich und wirtschaftlich überrundet, später dann vielleicht auch militärisch und politisch überwältigt zu werden. Ausgerechnet einem Amerikaner gegenüber ließ der frühere Premierminister Arthur Balfour ein paar Jahre vor dem Krieg seiner Stimmung freien Lauf und erklärte: »Wir sind wahrscheinlich Narren, weil wir keinen Grund finden, um Deutschland den Krieg zu erklären, bevor es zu viele Schiffe baut und uns unseren Handel wegnimmt.« Das klang ungeheuerlich, aber auch ein wenig verzweifelt.

Solche Verzweiflung kannte man in Nordamerika nicht. Die USA bereiteten sich darauf vor, die beanspruchte Rolle als einzige Weltmacht und Hort der moralischen Politik zu übernehmen. Deutschland wurde dabei ideologisch als wirklicher Konkurrent wahrgenommen. Zu den prominentesten Anhängern der Ansicht, daß möglicherweise ein »deutsches Jahrhundert« anbrechen könnte, gehörte schließlich 1914 niemand anderer als der amerikanische Präsident. Der Krieg war noch kaum ausgebrochen, da vertraute Woodrow Wilson seinem Beraterkreis an, was seiner Meinung nach auf dem Spiel stand: Ein deutscher Sieg würde den Lauf der Zivilisation ändern. Um dies zu verhindern, konnten die Vereinigten Staaten allerdings auf ihre einzigartigen strategischen Möglichkeiten zurückgreifen. Unangreifbar als ein »Super-England«, ausgestattet mit der Sicherheit einer Insel, die natürlich ein ganzer Kontinent war, verbunden mit den Möglichkeiten eines Industriestaates, gab es die Aussicht und die Absicht, die Maßstäbe der Weltpolitik vorzugeben, auch die in Mitteleuropa.

In Rußland ging die Regierung gemeinsam mit Frankreich seit 1912 auf direkten Kriegskurs. Furcht vor Deutschland war dabei auch auf russischer Seite nicht als Element erkennbar. Im europäischen Szenario des Jahres 1914 stellte das russische Reich den einzigen Akteur dar, der nicht aus Angst, Zorn oder Revanche in den Krieg zog oder ihn aus solchen

Motiven vorbereitet hatte, sondern aus einem anderen, einem der ältesten aller Kriegsgründe: der Aussicht auf Ruhm und Gewinn. Es galt für den Zaren und seine Umgebung, eine der alten Expansionsrichtungen russischer Politik wieder aufzunehmen. Kontantinopel (Istanbul), das orthodoxe »zweite Rom«, von dem Moskau als orthodoxes »drittes Rom« einmal traditionell sein Selbstverständnis bezogen hatte, sollte von den Muslimen zurückerobert werden. Der Balkan mit seinen teilweise südslawischen Einwohnern sollte künftig von Rußland kontrolliert werden. Österreich-Ungarn sollte geteilt, und Deutschland sollte ebenfalls besetzt, verkleinert und der Rest »in Kleinstaaten aufgeteilt« werden, wie es Zar Alexander III. schon bei Abschluß des Pakts mit Frankreich angekündigt und für normal erklärt hatte. Von diesem Abkommen von 1892 bis in den Juli 1914 führt zwar keine ganz gerade, aber eine für die stets wechselhaften Bedingungen internationaler Politik doch sehr direkte Linie. Der Entschluß, dafür irgendwann den von Rußland selbst eifrig angeheizten serbisch-österreichischen Konflikt zum Anlaß zu nehmen, fiel aus völlig freien Stücken. Er wurde Ende Juli 1914 ohne jede Bedrohung auch nur halbwegs nachvollziehbarer russischer Interessen oder gar irgendwelcher existentiellen Herausforderungen von einer kleinen Gruppe verantwortlicher Personen nach jahrelangen intensiven – und teuren – Vorbereitungen ganz bewußt gefaßt.

Es sei an dieser Stelle noch einmal das Stichwort »Globalisierung« aufgegriffen. Für die neuere deutsche Nationalgeschichte wurde es schließlich entscheidend. Gerade als der traditionell etwas amorphe deutsche Staat, das »Reich«, sich zu einem straff organisierten und dynamischen National- und Industriestaat entwickelte, standen in Ost wie West neu entwickelte Regionen und Kontinente bereit, um diesem deutschen Staat seine weiteren Entwicklungsmöglichkeiten abzusprechen. Vergleichbare Widerstände innerhalb Europas wären für Deutschland zu überwinden gewesen, die Gegner außerhalb Europas waren es nicht. Insofern kann die Weltkriegsära zwischen 1914 und 1945, die auch als »zweiter dreißigjähriger Krieg« (Winston Churchill) bezeichnet worden ist, zugleich als Ausdruck der Globalisierung verstanden werden. Europa hatte weite Teile der Welt auf einen entwickelten Stand gehoben, was nun auf Europa zurückwirkte. Dieser Effekt wurde noch dadurch verstärkt, daß die wirtschaftlich-industrielle Entwicklung außerhalb Europas von einer weiterhin bestehenden kulturell-politischen Europazentrik begleitet wurde.

Vor diesem Hintergrund sollte dann auch die Rolle der Ideologie in der Ära der Weltkriege mit Zurückhaltung interpretiert werden. Gerade das Beispiel Rußland-Sowjetunion zeigt angesichts der dramatisch gewechselten Staatsform und Staatsideologie zwischen 1914 und 1945 erstaunliche Kontinuitäten auf, sowohl in der internen außenpolitischen Entscheidungsfindung, als auch in der Wahrnehmung von außen. In Großbritannien und den USA, im »Westen« überhaupt, wurde die UdSSR als ein potentiell verbündeter Staat wahrgenommen. Seine Existenz als feste Größe in der internationalen Politik stand nicht in Frage. Das reichte bis zur völligen Blindheit gegenüber dem massenmörderischen Charakter des stalinistischen Regimes.

In Moskau selbst hatte man sich dagegen angewöhnt, auch unter stalinistischen Vorzeichen gegenüber Deutschland eine grundsätzlich unnachgiebige Haltung einzunehmen. Die deutsch-sowjetischen Verhandlungen im November 1940, auf dem Höhepunkt der Erfolge des NS-Regimes geführt – das nun ebenfalls eine dramatische ideologische Veränderung im Vergleich zum Kaiserreich darstellte – zeigten ungeänderte Verhältnisse zwischen beiden Staaten. Was der sowjetische Verhandlungsführer Wjatscheslaw Molotow in Berlin an Forderungen vorzutragen hatte, wies Deutschland den Rang eines wertvollen Vasallen zu, mehr nicht. Das hätte fünfzig Jahre zuvor auch der Zar ganz ähnlich sagen können. Solche Töne kamen aus Moskau, wie sie aus Washington oder London kamen: Man war dort der Ansicht, sich diese Töne leisten zu können, und dies bedeutete nichts anderes als die Machtfrage zu stellen. So wurde es denn zum Hauptthema der 1914 eingeläuteten europäischen Weltkriegsära, ob es Deutschland gelänge, Europa oder Teile davon so zu organisieren, daß diese Machtfrage aufgrund der geänderten Machtverhältnisse nicht mehr gestellt werden könnte. Für einen welthistorischen Augenblick sah dies 1917/18 so aus, aber eben nur für einen Augenblick. •

»Deutschland wurde dafür angeklagt, den Krieg erklärt und begonnen zu haben und von denen, die diese freie Erfindung in aller Unschuld für die Wahrheit hielten, moralisch für alles verantwortlich gemacht, was folgte.

Aber die moralische Verantwortung lag bei Sasonow, Nikolaus II., Großherzog Nikolaus und Raymond Poincaré. Ihre Schuld ist nun völlig klar und kein halbwegs informierter Mensch kann sie mehr ableugnen. Der Beweis ist vollkommen und liegt gedruckt vor, verfaßt in vielen Sprachen und von den größten Autoritäten.«

Senator Robert Latham Owen (1927)

Die »Ideen von 1914«

von Erik Lehnert

Wer sich auf die Suche nach dem Geist von 1914 begibt, wird irgendwann auf Nietzsche (1844–1900) stoßen. Sein Werk stand zwar nicht repräsentativ für den deutschen Geist, dafür war es zu widersprüchlich und auch zu verrätselt, aber es war subkutan in den Geist der Zeit eingesickert. Das gilt insbesondere für seinen Zarathustra, der bibelähnlich in Gleichnissen dem wahren Menschen, dem Übermenschen auf der Spur war. Als Nietzsches Zarathustra einem alten Mann begegnet, der sich wie in Trance scheinbar willenlos gebärdet und schließlich auf dem Boden liegend mit Gott und seinem Schicksal hadert, ist er zunächst ergriffen von den Bußgesängen des Alten. Bald durchschaut er ihn als Schauspieler und holt ihn durch ein paar Schläge mit seinem Stock auf den Boden der Tatsachen zurück. Nach dem Geständnis des Alten, daß er Zarathustra auf die Probe habe stellen wollen, erwidert dieser: »Du magst Feinere betrogen haben als mich (…). Ich bin nicht auf der Hut vor Betrügern, ich muß ohne Vorsicht sein (…). Du aber – mußt betrügen: so weit kenne ich dich! Du mußt immer zwei- drei- vier- und fünfdeutig sein!«. Selbst das Eingeständnis, sich nur verstellt zu haben, sei eine Lüge, mit der sich der Alte selbst betrüge. Nur der Ekel vor sich selbst sei noch echt an ihm. Der Betrüger bekennt daraufhin: »O Zarathustra, ich suche einen Echten, Rechten, Einfachen, Eindeutigen, einen Menschen aller Redlichkeit, ein Gefäß der Weisheit, einen Heiligen der Erkenntnis, einen großen Menschen!«.

»Welches denn sind die neuen Worte, welche die Macht besitzen können, das Vergängliche in den Ideen von 1789 zu vernichten? Welches ist das Losungswort, das dem alten, das ein Zeitalter der Revolution im Namen der Freiheit und Gleichheit zu schaffen vermochte, ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann und es übertrifft?«

Rudolf Kjellén: *Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive,* S. 29

Das ist eine der Stellen bei Nietzsche, durch die das Wort »echt« in den Mittelpunkt der Philosophie tritt. Nietzsche verlieh damit einer Bewegung Ausdruck, die das moderne Leben von Grund auf reformieren wollte. Die Lebensreform erfaßte am Ende des 19. Jahrhunderts weite Teile des deutschen Bürgertums, sei es als Kleiderreform, Vegetarismus, Jugendbewegung oder religiöse Erneuerung. Immer ging es darum, die Auswüchse der Industrialisierung seit der Gründerzeit zu kompensieren: Sie hätten zur Zerstörung der Umwelt und der angestammten Verhältnisse der Menschen geführt. Grundlegend war der romantische Gedanke, wonach es eine dem Menschen angemessene Lebensweise gebe, die es zunächst geistig wiederzuerringen gelte. Die Entfremdung des Menschen von seiner Natur sollte so überwunden werden. Hier spielt das deutsche »Sonderbewußtsein« eine nicht zu unterschätzende Rolle – es läßt sich seit Fichtes *Reden an die deutsche Nation* nachweisen. Deutschland war sich immer selbst als problematisch erschienen, weshalb die Frage nach dem, was deutsch sei, so schwierig zu beantworten ist. Die Hochstimmung in Intellektuellenkreisen bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges war Ausdruck der Hoffnung, daß es zu einer Überwindung der inneren Gegensätze und damit zu einer neuen deutschen Einheit kommen würde, wenn man gemeinsam gegen die rationalistischen Zivilisationen des Westens kämpfte. So sollte das »echte« Deutschland errungen werden.

Daß Nietzsche nicht das Vorgehen der Obersten Heeresleitung bestimmte, dürfte klar sein. Aber die intellektuellen Wortmeldungen zum Sinn dieses Krieges waren durchaus in diesem Geiste gehalten. Selbstverständlich wurde auch im Ersten Weltkrieg um Interessen gekämpft. Daneben gab es, wie niemals zuvor, einen Kampf der Ideen, der in den kriegführenden Ländern auf unterschiedliche Weise propagiert wurde. Auf deutscher Seite hat sich Max Scheler mit einigen Schriften zu diesem Thema hervorgetan. In seiner Aufsatzsammlung *Krieg und Aufbau* von 1916 wird die wichtigste Frage in diesem Zusammenhang explizit gestellt: Welche Weltmission verfolgen die kriegführenden Mächte? Während sich Frankreich als Erzieher der Menschheit sehe, England die Welt zum eigenen Vorteil beherrschen wolle und sich Rußland auf einer Mission der mitleidslosen Brüderlichkeit wähne, liege die Sache für Deutschland etwas komplizierter. »Im Verhältnis zu diesen hohen nationalen Selbstauffassungen ist Deutschland zu wahrhaftig und zu schlicht. Es nennt Macht Macht, Nutzen Nutzen, und es hat keine so ausgeprägte Nationalmetaphysik wie jene Völker.« Die Deutschen zeichne das ehrliche Reden über Macht aus, das nicht durch eine Weltbeglückungsformel überhöht werde. Deutschland wolle auch nicht der Erzieher der Welt sein, weil die Deutschen die Überzeugung beherrsche, daß eben nicht alle Völker gleich seien und damit unter den gleichen Ideen stehen sollten. Es gehe um Gerechtigkeit, um Differenzierung, nicht um Gleichheit und Demokratismus.

»Ordnung ist also das große Wort, die erste Idee von 1914, welche die zu Zügellosigkeit entartete Freiheit von 1789 vernichten soll. Nach Ordnung haben gehungert und gedurstet im selben Maße wie die Männer von 1789 in ihrer Lage nach Freiheit. Sie litten am Absolutismus, wir leiden an der Freiheitszeit; die Zeit hat sukzessive Heilmittel für die verschiedenen Leiden der Zeitalter.«

Kjellén, S. 34

Gemeinhin wird unter das Schlagwort »Ideen von 1914« ein Weltanschauungskonglomerat gefaßt, das im Zusammenhang mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges bemüht wurde, um dem Krieg einen über die Machtfragen hinausgehenden Sinn zu verleihen. Die Formel »Ideen von 1914« verweist bei ihren ersten Vertretern, dem deutschen Ökonomen Johann Plenge und dem schwedischen Soziologen Rudolf Kjellén, auf eine Frontstellung gegen die Ideen von 1789, für die der Westen gegen die Deutschen in den Krieg ziehe. Dabei werden die Ideen nicht einfach analog gegen die Parole »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« der Französischen Revolution gerichtet, sondern in unterschiedlicher Art und Weise ausformuliert. Formal geht es um eine Alternative zu den westlichen Ideen der Gesellschaft, der Demokratie, des Utilitarismus und des Universalismus. Plenge stellt wohl als erster den Bezug zur Französischen Revolution und zu Napoleon her, wenn er von der »deutschen Revolution von 1914« spricht und behauptet, daß »die Ideen von 1914, die Ideen der deutschen Organisation, zu einem so nachhaltigen Siegeszug über die ganze Welt bestimmt sind, wie die Ideen von 1789«. Dagegen werden unterschiedliche Formen der Gemeinschaft, des Korporatismus, des Idealismus und der Selbstbeschränkung gesetzt, die sich auf den vor allem von Thomas Mann gebrauchten Gegensatz von Zivilisation und Kultur bringen lassen.

»Gerechtigkeit ist das neue Wort, das die oberflächliche Gleichheit vernichten soll, nachdem sie ihren Dienst getan, indem sie das Niveau selbst für das neue Gebäude erhöht hat.«

Kjellén, S. 37

Nicht selten wurde dabei, beispielsweise bei der Freiheit oder der Demokratie, der westlichen Variante eine deutsche, also echte oder eigentliche, Position gegenübergestellt. Mehr Demokratie wurde durchaus von diesen Intellektuellen gefordert, allerdings nicht als Gleichmacherei und Macht der größeren Zahl, sondern als qualitativ abgestuftes, lebendiges System, das Leistung und Verantwortung an erste Stelle setzte. Zahlreiche Intellektuelle haben sich an diesem Krieg der Ideen beteiligt. Einige Aufrufe aus der Professorenschaft oder intellektuellen Kreisen wurden von Hunderten Unterstützern unterzeichnet. Zu den bekanntesten Schriften allerdings dürften Werner Sombarts *Händler und Helden* sowie Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen* gehören. Sie umschließen nicht nur zeitlich die Dauer des Krieges (Sombarts Schrift erschien Anfang 1915 und Thomas Manns *Betrachtungen* kurz vor Kriegsende), sondern sind auch inhaltlich typisch für Anfang und Ende des Krieges. Sombarts Schrift richtet sich an die im Felde stehenden Krieger und möchte ihnen intellektuelle Munition liefern, indem sie ihnen, um Einfachheit bemüht, den Idealismus als siegreiche Weltanschauung gegenüber dem Utilitarismus vor Augen führt. Thomas Manns umfangreiches Buch hingegen ist zwar von demselben Gegensatz getragen, wurde aber schon unter dem Eindruck vollendet, daß der Versuch, den Ideen mittels des Krieges zum Durchbruch zu verhelfen, gescheitert sei. Manns Schrift ist daher weniger Aufruf als Selbstvergewisserung angesichts der Niederlage.

Angesichts dieser Bandbreite wird man die Frage stellen müssen, welche Gemeinsamkeit hinter diesen Ideen steckt, die im einzelnen ja weder

besonders neu noch besonders eingängig waren. Es ist dies die Forderung nach der »Echtheit«, die wiederum auf die geistige Situation der Zeit reagiert. Der neuzeitliche Mensch ist, wie Gottfried Benn es 1913 ausdrückte, mit der »Seuche der Erkenntnis« geschlagen. Alles ist relativ geworden, seit Denken und Handeln nicht mehr eins sind, Erkennen und Erkanntes nebeneinanderstehen und die Verbindungsstruktur zwischen Objekt und Subjekt zerfallen ist. Das erkennende Subjekt gelangt nicht mehr in die Identität mit dem erkannten Objekt. »Nun aber entsteht«, so bemerkte Georg Simmel vor dem Ersten Weltkrieg, »innerhalb dieses Gefüges der Kultur ein Spalt, der freilich schon in ihrem Fundament angelegt ist und der aus der Subjekt-Objekt-Synthese, der metaphysischen Bedeutung ihres Begriffes, eine Paradoxie, ja, eine Tragödie werden läßt«. Das Objektive kann sich entziehen in Selbständigkeit und Massenhaftigkeit. Die Tragödie der Kultur besteht darin, daß die vernichtenden Kräfte aus dem zu vernichtenden Wesen selbst kommen. Mit der Kultur schafft der Geist ein selbständiges Objektives, in dem die Entwicklung des Subjekts zu sich selbst erfolgen soll. Allerdings kommt es immer dazu, daß die Kultur, daß das integrative Objektive einer Eigenentwicklung zu folgen beginnt, die dann die Subjekte für sich selbst in Anspruch nimmt und ihnen in ihrer Entwicklung dient. Die Folge war, daß viele Menschen, denen es vor dem Ersten Weltkrieg objektiv sehr gut ging, sich subjektiv unwohl fühlten, sich innerlich vom Staat lossagten und ihr Glück in allen Arten der sogenannten Lebensreform suchten. Ihre Suche galt dem Echten und Ursprünglichen.

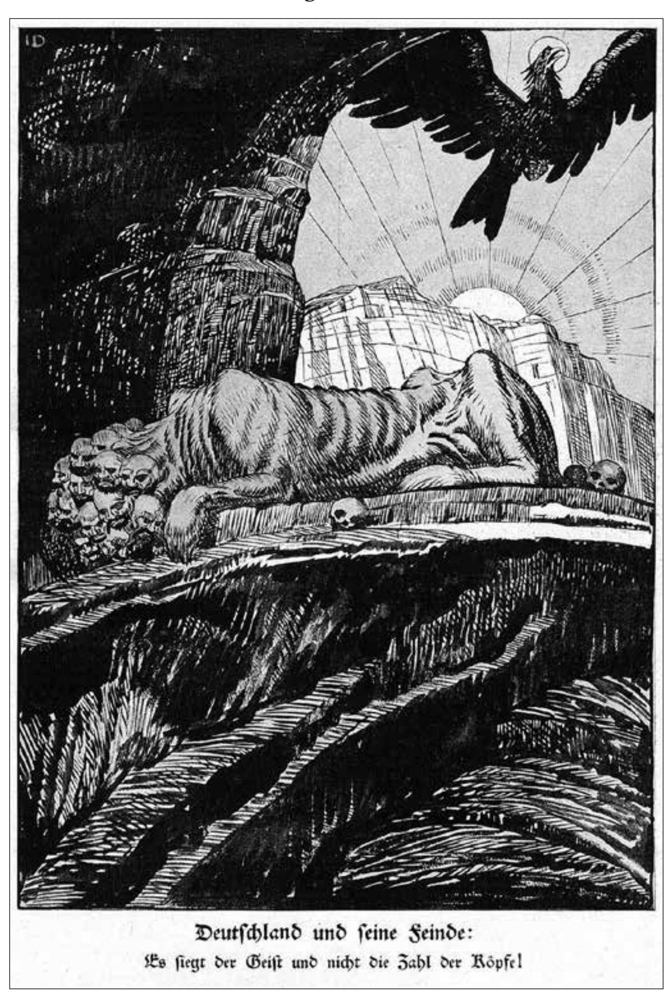


Illustration von Julius Diez, aus Jugend *47/1914*

Diese Suche ist der Kern der Ideen von 1914. Es geht um nichts Geringeres als die Rückführung des Ganzen auf den eigentlichen Kern und damit die Überwindung des Spaltes zwischen Subjekt und Objekt: Es ging um das richtige Leben. Die Ideen sind, könnte man mit Karl Jaspers sagen, das Umgreifende von Subjekt und Objekt, weil sie über den Verstand hinausgehen, indem sie ihn selber umfassen. Das Wesen der Idee ist die Totalität und das Unbedingte, das die sich entwickelnden und abstoßenden Bedingungen in ihrer Totalität umfaßt. Die Idee geht gleichsam über die Subjekt-Objekt-Spaltung hinaus. In der Idee liegt allerdings auch begründet, daß sie über den einzelnen Menschen hinausgeht. Wenn man die Stimmung in Deutschland vor dem Ersten Weltkrieg mit einem Wort beschreiben wollte, so ist man unweigerlich auf das naheliegendste, auf das Leben selbst verwiesen. Dem Leben sollte alles dienen. Damit einher geht die Forderung nach Echtheit und Ursprünglichkeit, nach dem, was dem Leben entspricht. Friedrich Meineckes Unterscheidung von Nationalismus und nationaler Idee ist ein Beispiel für diese Stimmung.

»Eine Umkehr braucht und erwartet jetzt die Gegenwart, eine Umkehr von den Ideen von 1789 zu dem neuen Stern von 1914, dem kalten aber hellen Stern der Pflicht, der Ordnung, der Gerechtigkeit.«

Kjellén, S. 46

Wenn man das bedenkt, wird verständlich, was mit den Ideen von 1914 gemeint ist. Da geht es in der Regel weniger um konkrete Programme, sondern um die Idee, daß es ein wirkliches Leben gebe, das es jetzt in und für Deutschland zu erringen gelte. Friedrich Gundolf schreibt Ende August 1914 in einem Brief: »Die ungeheuren Tage, die wir erleben dürfen, die Verwandlung von vielen Millionen Leuten in ein deutsches Volk, das diesen heiligen Namen verdient, die Tatwerdung einer dumpfen Kräftemasse, deren Zersetzung uns schon ängstete, werden uns ja wohl auch ein neues Heldentum wenn nicht schon verwirklichen, so doch ermöglichen: daß die Goethische Bildung und die Bismarcksche Kraft nicht mehr nacheinander oder gar gegeneinander sondern mitein-

ander ein Reich füllen und formen, daß das Schützenswerte und das Schützende, der Herd und die Mauer endlich zusammen gehören, und Deutschland nicht nur ›das heilige Herz der Völker‹, sondern auch der heilige Leib wird. Es gibt wohl jetzt kein andres Volk mehr von dem man eine neue Weltwerdung erwarten darf, wenn es nicht die Deutschen leisten. Nur hier ist noch bildsame Glut, Wahrheit und Zucht als Volksbedürfnis und Gesamtforderung«.

Das kann man, und wird man heute oftmals, für Hybris halten. Doch die wesentlichen Zeugnisse (nicht die Propagandaphrasen) sprechen eine andere Sprache. Den Vertretern der »Ideen von 1914« ging es vor allem um das eigene Volk. Die Ideen waren nicht universal angelegt: Mit ihnen verband sich nirgends die Absicht, anderen Völkern diese Ideen überzustülpen. Das sprichwörtliche deutsche Sendungsbewußtsein war also zunächst daran interessiert, den eigenen Bestand gegen die Übergriffe anderer zu wahren. Dafür gibt es zahlreiche Zeugnisse. Selbst in einer so dürftigen Schrift wie *Händler und Helden* von Werner Sombart, die auftrumpfend den Sieg beschwört, geht es vor allem um Selbstläuterung. Wilhelm Wundt (seine Schrift *Die Nationen und ihre Philosophie* ist ein anderes Beispiel) hat durch den Krieg die Gewißheit erlangt, »daß in der Seele des deutschen Volkes praktisch dieser Idealismus, nicht die Erhebung der Einzelpersönlichkeit, sondern ihrer Hingabe an das Ganze, an die ›Gattung‹, wie Fichte sich ausdrückte, lebendiger ist als jemals zuvor. In der Tat, in dieser Gesinnung sind die Verehrer Nietzsches und Schopenhauers so gut wie die Schüler Kants samt dem Positivisten und Monisten ins Feld gezogen«. In der langen Friedenszeit sei dieser verlorengegangen und jetzt als ein »Idealismus der Tat« zurückgekehrt.

Aus dem Blick auf die deutsche Situation selbst und vor allem aus dem Anspruch, den man als »heilig Herz der Völker« an sich selbst stellte, ergaben sich allerdings auch Pflichten, die über den Rahmen des eigenen Volkes hinausgingen. Hier galt es, für das Ganze Verantwortung zu übernehmen. Die »befriedete und züchtige, gehorsame und gläubige Weltordnung«, so hat es Rudolf Borchardt ausgedrückt, müsse gegen die »überquellende Wut der Weltwillkür verteidigt« werden. Um diese Grenze gehe der Kampf, in dem Deutschland stehe. Und wenn Borchardt sagte, daß diese Grenze auch gegen Westen verschoben werden müsse, so nicht, um Frankreich zu unterjochen, sondern »weil wir uns unseren Aufgaben, in dem verkommenden und absinkenden Europa die Ordnung herzustellen und zu verteidigen, nicht werden entziehen können; nicht zu eigenem Vorteile, denn wir hatten genug auch vordem: aber unsere Macht gehört uns nicht allein noch unbedingt; sie ist wie Genie ein Fideicommiß, für den Rechenschaft abgelegt werden muß«. Deutschland erscheint in diesem Kampf als Volk des Aufhaltens, das die »Pflicht in Gottes Ordnung zu stehen voll und ernst nehmen und sie wiedereinsetzen müssen wie sie im Bereiche unserer Welt durch keinen andern Arm gehalten werden kann als den unsern«. Der Geist von 1914 ist in diesem Sinne die Konservative Revolution oder – in den Worten Borchardts – die »schöpferische Restauration« für die Wiederherstellung der Ordnung in der Welt.

Das bedeute auch, daß man kritisch gegen sich selbst sein müsse und sich nicht mit äußeren Besitzständen zufriedengeben dürfe. Wie kritisch die Jahre vor dem Weltkrieg auch von den Vertretern der Ideen von 1914 gesehen wurden, machte Borchardt in einem anderen Vortrag deutlich. Dort bat Borchardt die Anwesenden förmlich, »die Nation ins Wahrhaftige, ins Bescheidene und Tiefe zurückzurufen, damit es kein leerer Schall sei, daß der Krieg uns wandelt, damit wird bildbarer Stoff werden in den mächtigen Schöpferhänden der Zeit, nach Jahrzehnten der Brache und der Starrheit«. Nicht zuletzt aus dieser selbstkritischen Perspektive heraus wurde bereits damals diskutiert, ob nicht eine Niederlage die bessere Voraussetzung für die Wiederherstellung der Ordnung wäre. Immerhin würde ein Sieg die Vorkriegszeit bestätigen, und es gäbe keinen Grund, etwas zu ändern. Wie müßig solche Debatten waren, die nach 1918 nahtlos fortgesetzt wurden, haben die tatsächlichen Folgen der Niederlage deutlich gemacht. Über den Wert der »Ideen von 1914« ist damit allerdings kein Urteil gesprochen. Die Forderungen nach Einkehr, nach Selbstbeherrschung, nach Ordnung, nach Echtheit und nach einem Sinn in der Geschichte bleiben aktuell. Sie sind vielleicht der letzte Ausdruck des deutschen Sonderbewußtseins, der die Zeiten überdauert hat. •

»Mitten im Fluche sehen wir die Not, welche unsere Herzen reinigen und stählen wird. Und dahinter erwarten wir eine Offenbarung des Großen, Heiligen, Einzigen, nach dem wir lechzen wie der Hirsch lechzt nach frischem Wasser …«

Kjellén, S. 46

Literaturhinweise:

Friedrich Meinecke: »Nationalismus und nationale Idee« (1914), in: ders.: *Politische Schriften und Reden,* hrsg. von Georg Kotowski, Darmstadt 1958, S. 83–95;

Werner Sombart: *Händler und Helden. Patriotische Besinnungen,* München 1915;

Johann Plenge: *Der Krieg und die Volkswirtschaft,* Münster 1915;

Wilhelm Wundt: *Die Nationen und ihre Philosophie,* Leipzig 1915;

Rudolf Kjellén: *Die Ideen von 1914. Eine weltgeschichtliche Perspektive,* Leipzig 1916;

Max Scheler: *Krieg und Aufbau,* Leipzig 1916;

Ernst Bertram: *Nietzsche. Versuch einer Mythologie,* Berlin 1918;

Lothar Helbing/Claus Victor Bock (Hrsg.): *Gundolf. Briefe. Neue Folge,* Amsterdam 1965;

Rudolf Bochardt: *Prosa V. Reden und Schriften zur Politik,* Stuttgart 1979;

Stefan Breuer: *Ordnungen der Ungleichheit. Die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945,* Darmstadt 2001;

Armin Mohler/Karlheinz Weißmann: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932. Ein Handbuch,* 6., völlig überarbeitete und erweiterte Auflage, Graz 2005;

Thomas Mann: *Betrachtungen eines Unpolitischen,* hrsg. und textkritisch durchgesehen von Hermann Kurzke, Frankfurt a.M. 2009 (= *GKFA* 13.1).

Schützenhilfe für die kämpfende Front

von Günter Scholdt

Thomas Mann wird zitiert nach: *Gesammelte Werke in Einzelbänden. Von deutscher Republik,* Frankfurt a.M. 1984

Zu Jahresbeginn 1915 erschien als Zeitschriftenbeitrag Thomas Manns »Friedrich und die große Koalition«. Die heutige Philologie marginalisiert diesen Text vielfach als propagandistisches Nebenprodukt und eher peinliche Verirrung der Kriegsjahre. Sie folgt dabei Einschätzungen, wie sie der Autor bereits 1916 bei seinen zeitgenössischen Widersachern monierte, jener »radikalen Literatenschaft«, die glaube, in der Stoffwahl »ein Symptom streberischer Mitläuferei zu erkennen und mich, in ihrem generösen Jargon, der Parteinahme für den ›Säbel‹ gegen die ›Gerechtigkeit‹« zeihe (102). Dabei ist dieser Text eine der bemerkenswertesten Stellungnahmen aus den Anfangsjahren des Ersten Weltkriegs, historiographisch-belletristische Apologie ebenso wie schonungslose Lageanalyse und klarsichtige Prophetie.

Thomas Mann zeichnet in diesem »Abriß für den Tag und die Stunde« mit einiger erzählerischer Raffinesse das Porträt Friedrichs des Großen und seiner Gegner im Siebenjährigen Krieg. Dieser selbst wird in Entstehung, Verlauf und seiner politischen wie menschlichen Problematik eingehend erörtert. Der Autor hat sich intensiv in die historische Materie eingelesen. Doch geht es natürlich weniger um die Habsburger, Bourbonen oder Romanows, den »glorreichen Intriganten« Graf Kaunitz oder die Bündnispolitik des 18. Jahrhunderts. Vielmehr ist die Studie vor allem ein Gegenwartskommentar in Form einer intensiv genutzten historiographischen Allegorie.

Bereits im ersten Absatz wird denn auch der Erste Weltkrieg als »Wiederholung oder Fortsetzung« der Kämpfe von 1756–63 bezeichnet. Die damalige große Koalition gegen Friedrich zwischen Österreich, Frankreich, Rußland und Schweden, durch die sich Preußen »eingekesselt« sieht (66), wird mit der Entente gleichgesetzt, die Deutschland in einen Weltkrieg verwickelt. Des Königs Angriff auf das offiziell neutrale Sachsen entspricht 1914 dem deutschen Einmarsch in Belgien. Und so finden sich zahlreiche weitere faktische wie atmosphärische Akzentuierungen gemäß dem Erkenntnisinteresse zu Beginn des Weltkriegs.

»Sachsen war auf den Kampf nicht im mindesten gefaßt. Gezettelt hatte es, aber gefaßt war es auf gar nichts. Dennoch, mitgerissen von der allgemeinen Entrüstung, die es in dem falschen und sentimentalen Gefühl seiner Unschuld und seines Rechtes heillos bestärkte, wählte es die Rolle eines Märtyrers«. (71)

Worin besteht nun Manns literarische Schützenhilfe für die kämpfende Front? Zunächst natürlich im Mut machenden Bezug auf eine ruhmreiche Tradition, wonach Preußen schon einmal einer erdrückenden Übermacht gegenüber standhielt. Advokatorisch wirken Passagen, in denen er per geschichtlicher Analogie auf die Pseudomoral der großen Kriegskoalition gegen Preußen eingeht. Er verweist auf das unnatürliche Bündnis zwischen vormaligen Dauerrivalen wie Österreich und Frankreich (vgl. später die Allianz des republikanischen Frankreich mit dem zaristischen Rußland), geschlossen im einzigen Wunsch, Preußen in den Staub zu treten. Mit beißender Ironie zerzaust er heuchlerische Schuldzuschiebungen (64) oder die Scheinsicherheit der Unterscheidung zwischen Offensive und Defensive respektive entsprechenden Bündnissen:

»Ein Angriff kann ja aus Not geschehen und ist dann also kein Angriff mehr, sondern eine Verteidigung. Und wenn der Angriff den gegen ihn defensiverweise Verbündeten Vorteil verheißt, so ist es so gut wie unmöglich, die psychologische Grenze zu ziehen, wo der *casus foederis* sich aus einer Gefahr, der vorzubeugen man einig sein wollte, in eine Wünschbarkeit verwandelt. Er wird zu einer Frage der Sensitivität – es bleibt der Empfindlichkeit der Alliierten überlassen, wann einer von ihnen sich angegriffen fühlen will und wird [...]. Das gegen Preußen gerichtete Defensivbündnis zwischen Österreich und Rußland betreffend, so hatte Kaiserin Maria Theresia Schlesien ja mehrfach feierlich abgetreten, und sie war eine viel zu gottesfürchtige Frau, um es sich auch nur einfallen zu lassen, die Verträge von Breslau, Dresden und Aachen zu brechen. Ebendeshalb aber galt es für sie, eine moralische Möglichkeit zur Wiedergewinnung Schlesiens zu statuieren, und das geschah durch ihr Bündnis mit Rußland: denn wenn Friedrich angriffe, so sollte er Schlesiens Rechtens verlustig sein. War nun für die gute Maria Theresia der *casus foederis* eine Gefahr oder eine Wünschbarkeit? Sagen wir: eine ängstliche Wünschbarkeit oder eine verheißungsvolle Gefahr.« (51f)

Der Autor registriert Ungereimtheiten in der sächsischen Neutralität, die Friedrich ebenso ignorierte wie Deutschland die belgische, was implizit gerechtfertigt wird:

»Eine wahre und redliche Neutralität gab es nicht zu verletzen. Mit dem Herzen, mit seinem bösen Willen stand Sachsen auf seiten der Koalition, wenn auch Feigheit es gehindert hatte, solche Zugehörigkeit manifest werden zu lassen. Tat Friedrich dem Buchstaben nach unrecht, brach er eine Neutralität, die auf dem Papiere stand und deren Verrat nicht auf dem Papiere stand, so handelte er in bitterster Notwehr. Er mußte Schuld auf sich laden, um die Schuld seiner Gegner an den Tag bringen zu können, mußte sich unbedingt des Dresdener Archivs bemächtigen [...]. War Sachsen gescheit, so leistete es ihm keinen Widerstand [...]. Bestand es aber darauf, seine Haut für Österreich zu Markte zu tragen, so war er gewillt, es zu zermalmen.« (70)

Die Dresden-Episode bezüglich der Herausgabe der Geheimkorrespondenz spielt auf die Durchsuchung belgischer Archive an. Sie galt dem Nachweis von Vorkriegsabsprachen mit der Entente und wurde vom Schweizer Nobelpreisträger Carl Spitteler seinerzeit übrigens als »Dokumentenfischzug in den Taschen des zuckenden Opfers« skandalisiert. Thomas Mann wiederum spottete über eine Geheimdiplomatie, die Eigentliches verberge. Und in der Tat gab es schon vor Kriegsausbruch vertrauliche Kontakte zwischen belgischen, französischen und britischen Militärs. Gleichwohl war der deutsche Angriff durch die Strategie des Schlieffen-Plans ohnehin vorherbestimmt.

Doch letztlich steht das Entlarven diplomatischer, bloß legitimatorischer Ränkespiele für Manns Einschätzung des Kriegs gar nicht im Vordergrund. Beharrt er doch – und vermutlich zu Recht – darauf, daß die sächsische (alias belgische) Neutralitätsverletzung ebenso wie die jeweiligen »zivilisatorischen« Vorbehalte gegen das »barbarische« Preußen lediglich Vorwände oder Handlungsanlässe waren. Damit kommen wir als Kern der Studie zur Diagnose der Kriegsursachen.

Zunächst fällt auf, daß der Autor wenig unternimmt, um Friedrich reinzuwaschen. Vielmehr zeichnet er ihn von Anfang an als dreisten Eroberer, der sich im Rahmen der Pragmatischen Sanktion unprovoziert Schlesien einverleibte und auch später mit dem Einmarsch in Sachsen das Odium des Angreifers bzw. die vollkommen feindliche öffentliche Meinung der Welt (67) nicht scheute. Des weiteren befleißigt er sich einer desillusionierenden wie despektierlichen Einschätzung dieses Krieges, in dem er einzig das Machtprinzip walten sieht. Mehr noch: Manns Friedrich wirkt zuweilen unsympathisch bis zur Karikatur. Der Autor hat die Geschichte auf eine Art erzählt, daß er – gemäß Selbstkommentar (102) – dafür »bestimmt keinen Adlerorden« zu erwarten hatte. Machte er doch seinen »Helden so naturalistisch schlecht, daß die Arbeit patriotischen Freunden im ersten Augenblick für unpublizierbar galt« und »in weniger

»Ein schlimmes, bitteres und mephistophelisches Gelächter muß in ihm gewesen sein über die Beflissenheit, mit welcher der Klüngel drüben sich unschuldig zu halten, defensiv zu tun und ihm das Odium des Angreifers zuzuschieben trachtete«. (64)

disponierten Köpfen eine zornige Verwirrung« angerichtet habe. Im Essay liest sich das etwa so:

> »Zuweilen möchte man glauben, er sei ein Kobold gewesen, der aller Welt Haß und Abscheu machte und alle Welt hineinlegte, ein ungeschlechtlicher, boshafter Troll, den umzubringen hundert Millionen Menschen sich vergebens ermatteten, da er entstanden und gesandt war, um große, notwendige Erdendinge in die Wege zu leiten, – worauf er unter Zurücklassung eines Kinderleibes wieder entschwand.« (87)

Dabei entfaltet sich die Brisanz dieser Studie, die S. Fischer aus patriotischer Sorge zunächst gar nicht in Buchform verlegen wollte, erst wirklich, wenn wir die zahlreichen Parallelisierungsmöglichkeiten ausschöpfen und ernst nehmen. Denn Friedrich – und wir müssen in ihm (nicht als Person, aber als Funktion) immer ein wenig auch Wilhelm II. sehen – ist ein Zyniker mit bemerkenswerten Charakterdefekten, vor militärischen und politischen Fehlern dabei ebensowenig gefeit wie vor den prekären Folgen seiner Lästerzunge und diversen undiplomatischen Aktionen. Er schafft es sogar, »geborene und geschworene Erbfeinde gegen sich zu vereinigen« (63), was der Wilhelminischen Außenpolitik mit Frankreich und Rußland gleichfalls passierte. Und daß er am Ende bei diesem militärischen Vabanque-Spiel nicht sein ganzes Reich verlor, hatte letztlich sogar mit »Glück« zu tun, auch wenn dies bereits vom Autor in Gänsefüßchen gesetzt wurde. War Fritzens Armee doch schon fast gänzlich geschlagen, »als Elisabeth von Rußland ihren Liebhabereien erlag und ein armer Tropf namens Peter zum Thron gelangte, der Friedrich blöde verehrte und nachäffte und sofort mit ihm Frieden schloß.« (86)

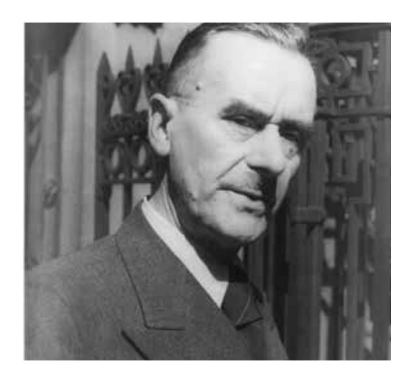
»Denn daß Frankreich und Österreich je Hand in Hand gehen könnten, galt in der Welt für völlig undenkbar; eher, dachte man, würden Wasser und Feuer sich vermischen […]. Schloß sich, von Haß und Hoffnung gefügt, dieses Monstrebündnis, so war Friedrich eingekreist, heillos und hoffnungslos«. (56)

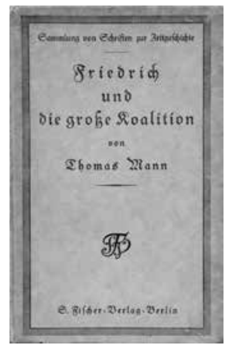
Diese auffällige erzählerische Drastik hat Gründe und Folgen. Zunächst einmal entkräftete Mann damit den Verdacht einer Augen verschließenden parteilichen Darstellung. Sodann vermittelte sein rabenschwarzes Friedrich-Image, gezeichnet vor allem aus der Sicht europäischer Höfe, zugleich eine Vorstellung von dem, was auch gegenwärtig die veröffentlichte Weltmeinung den Mittelmächten zumutete. Die Entente hatte schließlich von Anfang an alle Register psychologischer Kriegsführung gezogen: von Greuel- und Barbaren-Kampagnen mit gefälschten Nachrichten und Photos von angeblich durch Deutsche verstümmelten Kindern und willkürlichen zerstörten Kulturdenkmälern über die Festlegung deutscher Alleinschuld bis zum Kaiser-Bashing und dem Stereotyp preußischer Militärdespotie. Praktischerweise für die Entente kappte man auch noch das deutsche Überseekabel, um den medialen Alleinvertretungsanspruch zu sichern. So wurde, unter tatkräftiger Mitwirkung interessierter US-Kreise, das Bild des häßlichen Deutschen popularisiert und globalisiert.

Dagegen sucht Mann seine Landsleute zu immunisieren. Als blauäugig gilt ihm, daß der Krieg (ob in Friedrichs oder zu Wilhelms Zeiten) tatsächlich durch Ungeschicklichkeiten oder politische Extravaganzen verursacht worden sei. Das sei nur Oberfläche gegenüber den eigentlichen Motiven, wonach eine aufsteigende Macht, die sich ihren Status im Konzert der bereits etablierten Staaten erst erstreiten muß, eben als Störenfried gilt und massiven Widerstand herausfordert. Wer seinen Fähigkeiten und Leistungen gemäß zu einem neuen Macht- und Territorialspiel einlud, mußte zum Stein des Anstoßes werden, galt strukturell als ärgerlicher Konkurrent und »politisch Neureicher mit schlechten Manieren«. Und nur wo er siegte, war man vielleicht später einmal geneigt, einzuräumen, daß die von ihm aufgekündigten politischen Spielregeln ihn als Unebenbürtigen benachteiligt hatten:

> »In seinen allerletzten Gründen war dieser ungeheuerliche Kampf ein Angriffskrieg: denn die junge, die aufsteigende Macht ist psychologisch genommen immer im Angriff […]. Etwas weiter gegen die Oberfläche war er ein Verteidigungskrieg: denn Preußen war ja ›eingekreist‹ und sollte baldtunlichst vernichtet werden. Er war dann wieder ein Angriffskrieg, indem Friedrich ihn zuvorkommend vom Zaune brach. Er war abermals ein Verteidigungskrieg: denn einer gegen fünf, das läuft jedenfalls auf Verteidigung hinaus […]. Und er war fünftens wieder ein Angriffskrieg, indem die schwerste und verzweifeltste Verteidigung sich notwendig in die Form des Angriffs rettet.« (83)

Nicht weniger brisant ist das, was Thomas Mann mit seiner Friedrich-Parallele den Deutschen an zukünftigen Schrecken und Nöten ankündigt. Ganze sieben Jahre unsäglichen Leidens wurden es zwar nicht, weil das Volk 1918 seinem Herrscher nicht mehr folgte. Aber wie teuer selbst ein (durch glückliche Umstände) verheißener Sieg die Deutschen kommen könnte, wird durch diese Analogie angesprochen. Mag seine Diagnose auch noch Restbestände machiavellistischen Denkens enthalten, sie schuf jedenfalls wünschenswerte Klarheit. Denn im 18. wie im







Immer am Schreibtisch – Bucheinbände der Schützenhilfe Thomas Manns für (1915) und gegen (1940–1946) Deutschland

20. Jahrhundert waren die jeweils großen Koalitionen ja in der Tat nicht nur der Sicherheit wegen geschmiedet, sondern vielmehr, um das Preußen- bzw. Deutschland-Problem endgültig militärisch zu lösen. Dies unmißverständlich darzulegen hatte den Vorzug, daß hierdurch für den Leser der essentielle Konfliktkern herauspräpariert wurde, ohne daß die Rolle der Mittelmächte als Brandbeschleuniger geleugnet worden wäre.

Auch scheut Mann sich nicht, bei derart gigantischen militärischen Anstrengungen eine äußerst bescheidene Bilanz zu ziehen. Denn Friedrich »hatte nichts Greifbares gewonnen, und seine Länder waren verheert, verwildert, verarmt, entvölkert« (86). Welche trüben Aussichten bereits zu Beginn des Jahres 1915! Dem steht als Aktivposten lediglich gegenüber, daß Preußen nicht ein einziges Dorf verloren, Schlesien (alias Elsaß-Lothringen) bewahrt hatte und insofern »das Ziel der großen Koalition vollkommen verfehlt« worden sei:

> »Der Spruch des Fatums hatte gegen alle Wahrscheinlichkeit für ihn entschieden, das Urteil anzufechten war untunlich auf lange Zeit, man mußte Preußen, mußte Deutschland den Weg freigeben, – welcher sich auch hinfort als ein Weg erwies so steil und schicksalsvoll, an mächtig erzieherischen Wendungen so reich wie keiner, den ein Volk je gegangen.« (86)

Es bleibt also als historisches Fazit wie als Zukunftshoffnung lediglich ein einziges erreichtes Kriegsziel: die Bestätigung als Großmacht. Der Autor verdeutlicht darüber hinaus, daß man sich über die desaströse internationale Meinung bezüglich Preußens alias Deutschlands keine Illusionen machen dürfe und daß Deutschlands Zukunft nach Lage der Dinge, um der Katastrophe noch zu entkommen, den militärischen Erfolg zwingend vorschreibe:

> »Der Haß und Abscheu gegen Preußen mochte so unbelehrt und irregeleitet wie immer sein: die Frage […] war die, ob es […] gegen einen so allgemeinen Gefühlsdruck sich behaupten […] werde. Es gehört mehr Nerv dazu, einer Übermacht von Rechtsgefühl die Stirn zu bieten, als einer überlegenen Truppenmacht zu trotzen. Friedrich mußte sich sagen, daß, wenn er unterläge, der Hohn und die Freude der Welt grenzenlos sein würden; daß ihm in diesem Falle nicht nur niemals Gerechtigkeit zuteil werden würde, sondern daß er dann auch tatsächlich im Unrecht würde gewesen sein. Eben deshalb war es bitter nötig, daß er siegte. Er war nicht im Recht, sofern Recht eine Konvention, das Urteil der Majorität, die Stimme der ›Menschheit‹ ist. […] Unterlag er, so war er der elendeste Abenteurer, ›un fou‹, wie Ludwig von Frankreich gesagt hatte. Nur wenn sich durch den Erfolg herausstellte, daß er der Beauftragte des Schicksals war, nur dann war er im Recht und immer im Rechte gewesen.« (75f)

Beziehen wir diese bittere Einschätzung auf die Jahre 1914/18, so lag darin allerdings eine gewaltige, fast deprimierende, aber phrasenlose Prophetie, deren Korrektheit sich schon bald erweisen sollte. Denn mit Versailles und nach dem zwei Jahrzehnte später noch katastrophaler gescheiterten Revisionsversuch begann ein Jahrhundert, in dem man dem Weltkriegsverlierer in der Tat lange Zeit jegliche Basis absprach, auch nur in Ansätzen Recht zu haben oder es zu reklamieren. Und so provozierend es gutmenschlicher Perspektive scheinen mag: Selbstverständlich hätten wir im Fall des Sieges ein ganz anderes, strahlendes Geschichtsbild, dem der Alliierten nicht unähnlich, für die dieser Krieg ja immerhin noch heute der »große« ist.

»Die ganze seelische Bitternis aber, der ganze Rechtspessimismus des Schicksalsversuchers spricht aus seinem Wort: ›Arme Sterbliche, die wir sind! Die Welt beurteilt unser Handeln nicht nach unseren Gründen, sondern nach dem Erfolg. Was bleibt uns also zu tun? Wir müssen Erfolg haben.‹« (76)

Das also waren nach Thomas Mann die Auspizien, die sich ergaben, nachdem die Deutschen mit ihren österreichisch-ungarischen Bundesgenossen in diesen Krieg hineingetaumelt waren. Eine Zwangslage oder Zwickmühle hatte sich ergeben, die nachgerade zum Siegen verdammte, sofern man die Prämissen akzeptierte, die Friedrichs Handeln zugrunde lagen: nämlich Großmacht zu sein oder zu werden.

War dieser Preis von Preußen bzw. Deutschland zu zahlen? Thomas Mann hielt ihn in Übereinstimmung mit führenden Kräften seines Landes lange Zeit für angemessen. Die Entente (mit gegenläufiger Zielsetzung) desgleichen. Insofern definiert Manns politischer Essay zeittypische Denkmuster und fast staatsmännische Handlungszwänge im Verständnis jener Epoche. Er geht sogar so weit – und ich halte dies für die einzig erhebliche Schwäche des Texts –, dafür Friedrich gar nicht mehr persönlich verantwortlich zu machen. Handle er doch praktisch im Auftrag der Nemesis oder anderer göttlicher Ratschlüsse:

> »Er meinte zwar, daß er sich geopfert habe: seine Jugend dem Vater, seine Mannesjahre dem Staate. Aber er war im Irrtum, wenn er glaubte, daß es ihm freigestanden hätte, es anders zu halten. Er war ein Opfer. Er mußte unrecht tun und ein Leben gegen den Gedanken führen, er durfte nicht Philosoph, sondern mußte König sein, damit eines großen Volkes Erdensendung sich erfülle.« (88)

Auch in seiner Entscheidung zum Krieg sei er letztlich gar nicht wirklich frei gewesen, und die Frage, ob er ihn gewollt habe, führe »in die Schlünde des nie ausgedachten Problems von der Willensfreiheit. Er hat wohl zeitig gewußt, daß er ihn werde wollen müssen; und nachdem er das Verhängnis eine Weile genasführt, hatte er Bosheit und Menschenstolz genug, um ihn frei zu wollen.« (66)

Einspruch, Euer Ehren! Machen wir ja auch gegenwärtig unsere kuriosen Erfahrungen mit sogenannter »Alternativlosigkeit« – eine Argumentationsfigur, die sich fast immer als mystifizierende Ausrede, Betrug oder Ausdruck von intellektuellem Halbdenkertum erweist. Denn der Mutige sollte sich, ungeachtet des politischen Gegenwinds und jeweiliger Erfolgsaussichten, immer gegen sogenannte Epochentendenzen stemmen, wenn er die Folgen eines Mitmachens nicht mehr verantworten kann. Und des Königs respektive Kaisers Entscheidungen waren ja auch nur dann »alternativlos«, wenn man partout Großmacht sein wollte. Eine staatliche Existenz mit geringeren Ansprüchen hätte Kriege verhindern können, sowenig dies dem international gängigen Prestigedenken und Weltmachtstreben jener Ära entsprach.

Angesichts der (langfristigen) Folgen, die etwa Wilhelms II. Risikokurs für Deutschland haben sollte, rechtfertigen bzw. empfahlen sich auch weniger heroische Entschlüsse. In jedem Fall wäre uns, da jener Krieg nun einmal zu unseren Ungunsten endete, eine gesteigerte Wiederholung des Desasters und in der Folge ein Jahrhundert Halbkolonialisierung erspart geblieben, von der wir uns heute nur scheinbar befreit wähnen, weil man uns, ökonomisch befriedigt, in eine »Brave New World«-Seligkeit gebettet hat.

Entschuldigt es Kaiser Wilhelm, Thomas Mann und die maßgeblichen deutschen Eliten, daß sie ähnlich dachten wie ihre Feinde? Ja und nein. Allerdings ist auch Zeitkonformität nicht zum Nulltarif zu haben: Die europäischen Kriegsteilnehmer haben langfristig dafür eine in der Substanz vergleichbare Quittung erhalten mit dem Verlust ihrer einst führenden Stellung in der Welt, vom unendlichen Leid ganz abgesehen, das diese gut vierjährige Schlächterei nicht nur ihren Völkern eintrug. •

Richard Millet



Verlorene Posten

Schriftsteller, Waldgänger, Partisan

246 Seiten, gebunden, 22 €
Schnellroda 2013

Bis 2012 war der Schriftsteller Richard Millet an herausragender Stelle in die geistige Welt Frankreichs integriert. Mittlerweile ist Millet ins Abseits geraten, er gilt als unanständig und sogar gefährlich, weil er seine Abneigung gegen die aufgezwungene Ideologie des Multikulturalismus zur Sprache gebracht und zum geistigen Widerstand gegen die Auflösung der französischen und europäischen Kultur aufgerufen hat. Der vorliegende Band versammelt alle essentiellen und programmatischen Texte Millets erstmals in deutscher Sprache – auch den skandalträchtigen Essay über die Motivation des Attentäters Anders Breivik.

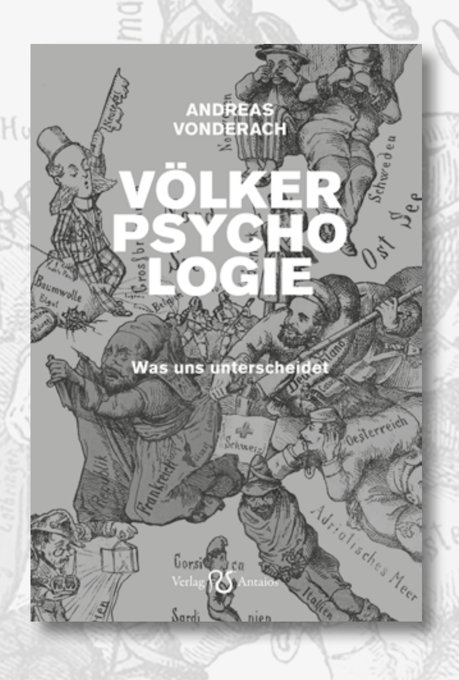
Andreas Vonderach

Völkerpsychologie

Was uns unterscheidet

448 Seiten, gebunden, 29 €
Schnellroda 2014

Die Völkerpsychologie ist einer jener Wissenschaftszweige, die kein Renommee haben, aber hinter den Kulissen ununterbrochen auf ihre anwendbaren Ergebnisse hin ausgewertet werden: Kein weltweit agierender Konzern kann auf eine Völkercharakterologie verzichten, wenn er Werbekampagnen plant und Produkte plazieren will. Und so nimmt die Beantwortung der Frage, was uns unterscheidet, in der PR-Branche einen breiten Raum ein. Andreas Vonderach gibt einen Überblick über die Entwicklung seines Forschungsgebiets seit der Antike und mündet in die Beschreibung der charakterlichen Eigenschaften der Völker.



Radetzkymarsch – Katechonten vor Neunzehnvierzehn

von Martin Lichtmesz

Joseph Roths Roman *Radetzkymarsch* las ich zum ersten Mal im Sommer 2011 und verfiel rasch seiner vielgerühmten erzählerischen Meisterschaft. Ich war etwa im letzten Drittel des Buches angelangt, als am 4. Juli Otto von Habsburg, der letzte Thronfolger der Donaumonarchie, in seinem 99. Lebensjahr verstarb. Da der Tod des greisen Kaisers Franz Joseph eine zentrale Rolle in Roths Roman spielt, erschien mir das als ein geradezu sublimer Zufall. Mir war das Buch offenbar zum richtigen Zeitpunkt in die Hände gefallen, nachdem ich die Lektüre aufgrund allzu emsiger Empfehlungen jahrelang hinausgeschoben hatte. Verstärkt wurde der Eindruck noch durch meine Faszination für Menschen, die ein hohes Alter erreichen und somit lebendige Brücken in die Vergangenheit bilden.

Nachrichten über das Ableben der letzten und allerletzten Veteranen des Ersten Weltkriegs habe ich stets verfolgt. 2008 starben der letzte Deutsche, Erich Kästner, und der letzte Österreicher, Franz Künstler, beide geboren 1900, sowie der letzte Franzose, Lazare Ponticelli (geb. 1897); 2009 der letzte Brite, Harry Patch (geb. 1898). Eine Photographie aus dem Jahre 1914 zeigt den zweijährigen Otto auf dem Schoß seines Urgroßonkels Franz Joseph I., der im Jahre 1830 geboren wurde. Ein anderes zeigt den Vierjährigen im Jahre 1916 im Trauerzug zu Ehren des verstorbenen Monarchen neben seinen Eltern Kaiser Karl I. und Zita von Bourbon-Parma. Womöglich war Otto zum Zeitpunkt seines Todes der letzte lebende Zeuge der Beerdigungszeremonie, an der auch der junge Soldat Joseph Roth teilgenommen hatte.

Roth, geboren 1894 in Ostgalizien, hatte sich im Laufe seines ruhe- und heimatlosen Lebens vom moderaten jüdischen Sozialisten zum katholischen Legitimisten gewandelt und sich im Pariser Exil zu Tode gesoffen – vertrieben und geächtet von den nun auch in Rest-Österreich herrschenden Nationalsozialisten, nur wenige Monate vor Ausbruch des Zweiten Weltkriegs. Einer bekannten Anekdote zufolge hatte Otto von Habsburg kurz zuvor noch vergeblich versucht, Roth per kaiserlichem Befehl von seiner fatalen Trunksucht abzubringen. Daß Otto ein derart hohes Alter erreicht hat, ist eine Pointe des Schicksals, die gut zum Geist des 1932 erschienenen Romans paßt. Über weite Strecken kann man *Radetzkymarsch* als Meditation darüber lesen, wie der Kontakt zur Geschichte und ihr Fortleben vom Dasein und der Anwesenheit konkreter Menschen abhängt, wie der Strom der historischen Existenz nur dann kontinuierlich weiterfließen kann, wenn er die Form eines Gesichts, einer Gestalt, einer menschlichen Inkarnation und Bindung annimmt. Der Gedanke, daß im Jahre 2011 ein Mann stirbt, der physischen Kontakt zu einem Mann hatte, der im Jahre 1830 geboren ist, sprengt beinahe mein Vorstellungsvermögen, umso mehr, als es sich hier um Personen handelt, die einer Linie entstammen, die die europäische Geschichte maßgeblich geprägt hat.

In diesem Sommer hatte ich einen Traum, der mir bis heute im Gedächtnis geblieben ist. Ich sah meinen Großvater väterlicherseits (geboren

»Daheim, im Arbeitszimmer des Bezirkshauptmanns hing dieses Bild ebenfalls. Es hing in der großen Aula der Kadettenschule. Es hing in der Kanzlei des Obersten in der Kaserne. Und hunderttausendmal verstreut im ganzen weiten Reich war der Kaiser Franz Joseph, allgegenwärtig unter seinen Untertanen wie Gott in der Welt. Der Kaiser schien eines Tages, innerhalb einer ganz bestimmten Stunde alt geworden zu sein; und seit jener Stunde in seiner eisigen und ewigen, silbernen und schrecklichen Greisenhaftigkeit eingeschlossen zu bleiben, wie in einem Panzer aus ehrfurchtgebietendem Kristall. Die Jahre wagten sich nicht an ihn heran. Immer blauer und immer härter wurde sein Auge. Seine Gnade selbst, die über der Familie der Trottas ruhte, war eine Last aus schneidendem Eis.«

1916), der vor über einem Jahrzehnt gestorben ist, lebendig und mit jugendlicher Frische in einem Schuppen seines Hauses arbeiten, das über 250 Jahre alt ist und heute noch steht. Meine Großeltern haben darin seit den dreißiger Jahren gelebt. Das Nachbargrundstück gehörte einst einem legitimistischen Offizier, der 1921 maßgeblich am glücklosen Versuch Kaiser Karls beteiligt war, die ungarische Monarchie zu restaurieren. Wie üblich im Traum, wunderte ich mich nicht lange über die Auferstehung meines Großvaters. Er öffnete eine Tür und führte mich in ein anheimelnd-altmodisch eingerichtetes Zimmer, das ich noch nie in meinem Leben gesehen hatte. Und plötzlich hatte ich eine geradezu mystische Erkenntnis: mein Großvater und mein Vater waren ein- und dieselbe Person, in unterschiedlicher Gestalt inkarniert, und auch ich war mit ihnen identisch. Sie beide und das Haus verbanden und verbinden mich selbst physisch mit der Zeit, in der Roth seinen Roman angesiedelt hat.

Von dreien meiner Urgroßväter besitze ich Photographien aus den Jahren kurz vor dem Ersten Weltkrieg. Der Vater meiner Großmutter väterlicherseits, 1878 geboren in der ungarischen Reichshälfte, ist in einer Husarenuniform zu sehen; der ebenfalls 1878 geborene Vater meines Großvaters väterlicherseits – also das nächste Glied der patriarchalen Reihe, von der ich geträumt habe – ist als Artillerist zu sehen; in den Jahren 1915–17 hatte er an den Isonzo-Schlachten teilgenommen, die auf österreichischer Seite zu den verlustreichsten des Krieges überhaupt zählten. Alle vier Urgroßväter haben den Krieg überlebt; die beiden genannten starben Ende 1945.

Ein weiterer persönlicher Zufall: Roths fiktiver Carl Joseph von Trotta, der in den ersten Monaten des Krieges von 1914 an der russischen Grenze fällt, trägt die Namen meiner Großväter, die auch ich als zweite Vornamen geerbt habe. Meine väterliche Linie stammt aus einem kleinen slowenischen, wenn auch weitgehend »germanisierten« Dorf, ebenso wie die Roth'schen Trottas, deren »Ahnherr« Joseph den »langen Zug seiner bäuerlichen slawischen Vorfahren«, personifiziert in seinem nur schlecht deutsch sprechenden, kriegsinvaliden Vater, hinter sich ließ und – nicht zuletzt durch endgültige Annahme der Sprache – zum reichstreuen Österreicher wurde. Joseph Roth selbst ist vaterlos aufgewachsen. Der chassidische Getreidehändler Nachum Roth war früh dem Wahnsinn verfallen und wurde von der Familie, die eine fluchbeladene Schande wie diese kaum ertragen konnte, für tot erklärt. Seitenverkehrt zu seinem eigenen Leben ließ Roth seinen Altersgenossen Carl Joseph mutterlos aufwachsen. Wenn man so will, kann man den *Radetzkymarsch* als einen pro-patriarchalen Roman lesen. Zumindest zeichnet der Autor darin die patriarchale Kontinuität und Präsenz als eine wesentliche Stütze der Gesellschaft und der Kultur, in diesem Fall eines ganzen Reiches, das in dem Moment zusammenbricht, als die Väter zu alt und die Söhne nicht mehr imstande sind, ihre Fackel und ihre Last weiterzutragen. Die Altersschwäche der Väter und die Dekadenz der Söhne stellen sich bei Roth mit schicksalhafter Unausweichlichkeit ein. Er sucht nicht nach Ursachen, die man hätte vermeiden können, nach Weichen, die anders gestellt hätten werden müssen. Die Trottas tragen keine Schuld an einer Entwicklung, die ihr eigenes Sein und Wollen übersteigt und überrollt. Der Untergang der k.u.k. Monarchie wie auch ihres »jungen Geschlechts« in einem alten Reich vollzieht sich als Fatum einer abgelaufenen Zeit.

Zwei Kriege, die mit einer Niederlage Österreichs endeten, bilden die erzählerische Klammer des Romans. Er beginnt im Jahre 1859 mit der Schlacht von Solferino, in der der junge slowenische Infanterist Joseph Trotta aus dem fiktiven Sipolje dem etwa gleichaltrigen Kaiser das Leben rettet, indem er ihn geistesgegenwärtig zu Boden reißt und dabei mit seinem eigenen Leib eine Kugel auffängt. Zum Dank wird Trotta in den erblichen Adelsstand erhoben. Der Dienst am Kaiserreich wird fortan zur *raison d'être* der Trottas, dieser »Spartaner unter den Österreichern« (Roth), die ihr Leben der selbstlosen Pflichterfüllung gegenüber dem kaiserlichen Staat widmen. Joseph von Trotta und Sipolje zeichnet sich durch Bescheidenheit und Fleiß aus; er will ein Diener, kein Held sein. Als er viele Jahre später erfährt, daß die k.u.k. Schulbücher die Episode von Solferino heroisch-patriotisch verkitschen und aufbauschen, erbittet der über die »Lüge« aufgebrachte Hauptmann nach abgewiesenen Beschwerden bei den zuständigen Ministerien eine Audienz beim Kaiser, auf daß dieser persönlich veranlasse, die Unwahrheiten zu entfernen. Dieser gibt sich jo-

»In der Nähe des Gendarmeriewachtmeisters lag Major Freiherr von Trotta und Sipolje, der Ritter der Wahrheit. Man setzte ihm einen einfachen, militärischen Grabstein, auf dem in schmalen, schwarzen Buchstaben neben Namen, Rang und Regiment der stolze Beinamen eingegraben war: ›Der Held von Solferino‹. Wenig mehr blieb also von dem Toten zurück als dieser Stein, ein verschollener Ruhm und das Porträt.«

vial und versteht die Empörung über so harmlose »Geschichten« nicht so recht, erfüllt dem »Helden von Solferino« aber seinen Wunsch.

Roth schildert den Kaiser als liebenswürdig, aber kauzig-versponnen. Die Gestalt Trottas verliert er zunehmend aus dem Gedächtnis. Als sich der über 80jährige Regent und Trottas Sohn Franz (offensichtlich nach dem Monarchen benannt), der eine Beamtenlaufbahn eingeschlagen hat, Jahrzehnte später in einer weiteren Audienz gegenüberstehen, kann der senil gewordene Kaiser den Vater und den Sohn nicht mehr unterscheiden: er glaubt den »Helden von Solferino« selbst vor sich zu haben. In mehreren Szenen läßt Roth den Leser an inneren Monologen Franz Josephs teilhaben, die einen beängstigend mürbe und kindisch gewordenen Geist offenbaren. Auch er hat einen Vater im Himmel, den »lieben Gott«, von dessen Gnaden sein Amt als »Kaiserliche und Königliche Apostolische Majestät« stammt, und mit dem er eine etwas einfältige Zwiesprache hält. Aber am Leben, am Da-Sein dieses fragilen und altersschwachen Kaisers hängen das Leben und Dasein einer ganzen Welt, 1914 nicht weniger als 1859, als der junge Leutnant der Infanterie mit Entsetzen die Gefahr erkennt, in der sein Regent schwebt: »Die Angst vor der unausdenkbaren, der grenzenlosen Katastrophe, die ihn selbst, das Regiment, die Armee, den Staat, die ganze Welt vernichten würde, jagte glühende Fröste durch seinen Körper«. Fortan erfüllen die Trottas, weltgeschichtlich betrachtet nur für sehr kurze Zeit, über zwei schnell verstreichende Generationen hinweg, die Rolle von Katechonten im kleinen, als Stützen des Kaisers, der ein Katechon im großen ist: und die Rolle des Katechon ist es eben, den Untergang aufzuhalten und aufzuschieben. Dieser aber muß eines Tages kommen. »Wär' ich nur bei Solferino gefallen!« läßt Roth den Kaiser, der sein Reich im Weltenbrand zerfallen sieht, am Ende des Buches auf dem Totenbett flüstern.

»›Natürlich!‹ erwiderte Chojnicki, ›wörtlich genommen, besteht sie noch. Wir haben noch eine Armee‹ – der Graf wies auf den Leutnant – ›und Beamte‹ – der Graf zeigte auf den Bezirkshauptmann. ›Aber sie zerfällt bei lebendigem Leibe. Sie zerfällt, sie ist schon verfallen! Ein Greis, dem Tode geweiht, von jedem Schnupfen gefährdet, hält den alten Thron, einfach durch das Wunder, daß er auf ihm noch sitzen kann. Wie lange noch, wie lange noch? Die Zeit will uns nicht mehr! Diese Zeit will sich erst selbständige Nationalstaaten schaffen! Man glaubt nicht mehr an Gott. Die neue Religion ist der Nationalismus.‹«

Wenn der Kaiser »weltlicher Bruder des Papstes« und Repräsentant der gottgewollten Ordnung auf Erden ist, so wird die überragende Figur des »Helden von Solferino« zum Repräsentanten der kaiserlichen Ordnung im Rahmen seiner Familie. So wie Franz Joseph im Laufe seiner Regentschaft zum Übervater des Reiches wird (auch sein Sohn fand einen frühen, tragischen Tod), das solange stehen wird, solange er lebt und der himmlische Gottvater ihm seinen Segen gewährt, so wird Joseph von Trotta zum Miniatur-Kaiser und stiftenden Patriarchen, der gebieterisch über dem Leben seines Enkels Carl Joseph als tyrannisches, weil unerreichbares Ideal thront. Dieser ist zwar guten, aber schwachen Willens. Die Übertragung der alten Ordnung auf seine Person gelingt nicht mehr. Er schlägt auf Anordnung seines äußerlich strengen, aber letztlich sentimentalen und gütigen Vaters eine Offizierslaufbahn ein, die seiner Natur widerstrebt, verliert sich in Alkohol, Spielschulden und Liebesaffären mit deutlich älteren Frauen, eher als passiv Getriebener denn als Herr über seine Handlungen. Ehe es ihm gelingt, erwachsen zu werden, ist seine Zeit und jene der Welt, die er zu tragen bestimmt ist, abgelaufen. Der Maelstrom, der ihn schließlich verschlingt, steht allerdings über seinem und seines Vaters Wollen oder Nicht-Wollen.

Dem Tod der beiden wesentlichen katechontischen Figuren des Romans, des Kaisers und seines Statthalters im Hause Trotta, geht der Tod eines dritten Charakters voraus, der zu ihnen in paralleler Beziehung steht. Der alte Diener Jacques ist neben dem Kaiser die letzte lebende Brücke zu dem Stifterpatriarchen des kurzlebigen »Geschlechts« der Trottas. In seiner Anwesenheit verkörpert sich eine lebendige Kontinuität, eine generationenübergreifende Klammer. Er ist einer der wenigen Menschen, die den ins Reich der Familienlegende aufgestiegenen Kriegshelden noch persönlich kannten. Er war bereits in der Kindheit des Franz von Trotta präsent; für Carl Joseph ist er ein primäres Verbindungsglied zu seinem mythischen Großvater, den er selbst nie kennengelernt hat. In einer Schlüsselszene des Romans erhebt sich der bereits auf dem Sterbelager fiebrig delirierende Jacques überraschend noch einmal von den Toten und macht sich scheinbar frisch gesundet wieder an die Arbeit – nur um kurz darauf ebenso plötzlich doch noch zu verscheiden. Er muß einmal eben doch sterben, wie auch der Kaiser einmal sterben muß, so alt er auch werden mag. Niemand ist an diesem Ende schuld, es sei denn die Mühlen der Zeit selbst.

»Was gingen den alten Herrn von Trotta die hunderttausend neuen Toten an, die seinem Sohn inzwischen gefolgt waren? Was gingen ihn die hastigen und verworrenen Verordnungen seiner vorgesetzten Behörde an, die Woche für Woche erfolgten? Und was ging ihn der Untergang der Welt an, den er jetzt noch deutlicher kommen sah als einstmals der prophetische Chojnicki? Sein Sohn war tot. Sein Amt war beendet. Seine Welt war untergegangen.«

In einer anderen Szene läßt Roth den polnischen Grafen Chojnicki, einen »Reaktionär« alter Schule, der gegen Demokraten, Juden, Natio-

nalisten, Sozialisten und ähnliches Pack zu wettern beliebt, die schreckliche Wahrheit aussprechen. »Das Vaterland ist nicht mehr da«, sagt er zum Bezirkshauptmann von Trotta, ihm einen jähen »Stich ins Herz« versetzend. »Wir alle leben nicht mehr!« Freilich, »wörtlich genommen«, als Gerüst, bestehe sie noch, die Monarchie, mit Beamten und Armee. Aber innerlich sei sie längst tot, denn Gott habe sie und den Kaiser verlassen. Trottas einziger Sohn wird nach Ausbruch des Krieges also einem Vaterland geopfert, das bereits vor der Niederlage aufgehört hat, zu existieren. Nur drei Tage nach dem Begräbnis des Kaisers stirbt auch er, der nutzlos gewordene Diener.



Jubel zwischen gestern und morgen – Österreichische Offiziere vom k.u.k. Salzburgisch-Oberösterreichischen Infanterie-Regiment »Erzherzog Rainer« Nr. 59 in Sardagna/Trient, März 1916

Ich weiß nicht, ob hundert Jahre später, in einer Welt, die scheinbar so anders und doch Erbin der untergegangenen Welt des Joseph Roth ist, der »Tod schon seine knochigen Hände« auch heute wieder »über unseren Kelchen kreuzt«. Gründe, das anzunehmen, gibt es genug. Nun scheinen auch die Nationalstaaten, die auf die Monarchien und Reiche gefolgt sind, am Ende zu sein; die neue »Religion« ist der egalitäre Globalismus, der sie von innen auffrißt, und der hinter den Kulissen im Grunde nichts weiter als einen Kult des Mammons verbirgt. Wer sich heute noch am Kulissenschieben beteiligt und sich einbildet, er tue etwas für »die Demokratie«, ist nicht weniger blind als der Bezirkshauptmann von Trotta, der zumindest im Gegensatz zu den meisten heutigen Mitmischern und Gesellschaftsstützen ein anständiger Mensch war.

Mein »Vaterland« war die zweite österreichische Republik, die ebenfalls »nicht mehr da« ist, allenfalls noch als eine verächtliche, kulturell und politisch heruntergekommene Farce besteht. Von Gott wollen wir schon gar nicht mehr reden. Man kann jedoch gewiß sagen, daß auch hinter den Fassaden unserer Zivilisation nicht mehr viel Seele zu finden ist. Zugleich werden die Väter und Großväter geächtet, wie das Vatersein und die Vaterschaft und die patriarchale Ordnung selbst lächerlich gemacht, unterminiert und diffamiert werden, womit auch die Zukunft der Söhne zerstört und verspielt wird. In vielerlei Hinsicht hatte ich in diesem Sommer, als ich den *Radetzkymarsch* entdeckte und Otto von Habsburg starb, das Gefühl, ein Buch über meine und die kommende Zeit zu lesen. •

Kriegspropaganda oder Der häßliche Deutsche

von Karlheinz Weißmann

Selbstverständlich war Yeovil auf vieles gefaßt, die Plakate in deutscher und englischer Sprache am Bahnhof, den unsympathischen Teutonen, der ihn als Taxifahrer angeblich nicht zur »№ 28 Berkshire Street« bringen konnte, sondern nur zur »Berkshirestraße 28«, und auch auf »andere widerwärtige und störende Dinge … – die Veränderungen auf Briefmarken und Münzen, das aufdringliche germanische Wesen, die fremden Uniformen«, aber das ganze Ausmaß der Katastrophe wurde ihm erst bewußt, als er, der Brite, in einem Hotel auf britischem Boden gezwungen wurde, ein »Meldeformular« auszufüllen. In diesem Augenblick begriff Yeovil schlagartig: Britanniens Flotte vernichtet, die Insel besetzt, ein Hohenzollernprinz als Statthalter in London, das ganze Land unterworfen, die Elite geflohen oder zur Kollaboration bereit, das einfache Volk entmutigt, seiner angestammten Freiheit beraubt durch Kaiser Bills Regime, das zwar jovial auftrat, aber tatsächlich alles mit Kasernenhofton und Bürokratie regelte.

Das geschilderte Szenario entstammt dem Roman *When William came* von Hector Hugh Munro, der unter dem Pseudonym »Saki« schrieb. Man hat sein Buch gleichermaßen als Satire wie als nationalistisches Pamphlet zugunsten von vormilitärischer Erziehung und Wehrpflicht oder als frühe Science-fiction gelesen. Vor allem aber muß man *When William came* als hervorragendes Beispiel der sogenannten Invasionsliteratur betrachten. Bei Erscheinen im Jahr 1913 war dieses Genre bereits fest etabliert. Etwa vierhundert Titel kann man der Gattung zurechnen. Oft handelte es sich um Serien, die populäre Zeitschriften abdruckten, und die dann zu Buchausgaben verarbeitet wurden und Bestsellerauflagen erreichten. Dabei malten sich die Autoren im Regelfall einen Angriff Frankreichs aus, des traditionellen Erzfeindes. Aber es ist doch bezeichnend, daß schon der erste Roman dieser Art – *The Battle of Dorking* von George Tomkyns Chesney – die Vorstellung von einer deutschen Landung in England entwickelt hatte.

»Jede Rasse folgt ihren Instinkten, die härtere und risikobereitere gewinnt die Oberhand.«

Books Adams: *The New Empire*, New York 1903, S. 26

The Battle of Dorking kam 1871 auf den Markt; ein aufschlußreiches Datum. Denn es stand ganz im Zeichen des deutschen Sieges über Frankreich. Der britische Premier Benjamin Disraeli hatte beim Triumph Preußens und seiner Verbündeten von einer »deutschen Revolution« gesprochen, die die Welt verändern werde, und tatsächlich entfaltete das neue Reich in den kommenden Jahrzehnten sein industrielles, ökonomisches und militärisches Potential. Dieser Vorgang würde allein genügen, die wachsende Beunruhigung eines Volkes zu erklären, das bis dahin geglaubt hatte, die *splendid isolation* sei unantastbar. Und so traten die Franzosen, Amerikaner oder »Gelben« als denkbare Invasoren in den Hintergrund, die Deutschen in den Vordergrund. Romane wie William Le Queuxs *The Great War in England in 1897* von 1894, Erskine Childers *The Riddle oft the Sands* von 1903 und eben Sakis *When William came* von 1913 bedienten jedenfalls einen breiten Publikumsgeschmack.

Den Erfolg erklärte auch eine wachsende antideutsche Stimmung. Die fand ihren sichtbaren Niederschlag nicht nur in der Markierung deutscher Waren mit »Made in Germany« und diversen »Buy-British«-Kampagnen, sondern auch in der »Germania-est-delenda«-Hetze der *Saturday Review* und einer ganzen Reihe von Veröffentlichungen aus der Feder mehr oder weniger bedeutender Denker. 1913 schrieb der Historiker John Adam Cramb: »Und wenn das schreckliche Ereignis eines Krieges mit Deutschland – wäre es wirklich schrecklich? – jemals eintreten sollte, dann wird auf dieser Erde ein Kampf zu sehen sein, der mehr als jeder andere die Beschreibung der großen griechischen Kriege wahrmachen wird: ›Helden im Kampfe mit Helden, / zürnende Götter darüber.‹ Und man kann sich ausmalen, wie der alte, mächtige Gott aller teutonischen Völker, über den Wolken thronend, heiter auf den Kampf herabschaut, auf seine Lieblingskinder, die Engländer und die Deutschen, die in tödlichem Kampf verstrickt sind, und wie ihm dann das Herz lacht bei dem Heldentum dieses Streits, dem Heldentum der Kinder Odins, des Kriegsgottes«.

Mit derlei poetischen Vorstellungen hielt sich die britische Basis nicht auf. Hier arbeitete man mit klar umrissenen Feindbildern, zu denen vor allem die Behauptung gehörte, daß die in Großbritannien lebenden Deutschen die kommende Attacke als Spione vorbereiteten. Man mutmaßte nicht nur das Ausspähen und Weitergeben geheimer Informationen, sondern auch die Sammlung von Waffen, die Vorbereitung von Sabotageakten und Maßnahmen zur Schwächung der britischen Wehrkraft und fallweise das Bestehen einer deutsch-jüdischen Verschwörung zur Kontrolle des internationalen Finanzwesens.

Derartige Phantasien wurden von der britischen Regierung durchaus ernstgenommen, ob tatsächlich die Gründung von MI 5 und MI 6 im Jahr 1909 darauf zurückzuführen waren, ist umstritten. Unumstritten sind allerdings die psychologischen Folgen. 1910 schrieb der Journalist Charles Lowe: »Unter allen Ursachen, die anhaltend dazu beitragen, daß zwischen England und Deutschland böses Blut herrscht, ist wahrscheinlich die mächtigste die verderbliche Industrie dieser skrupellosen Schreiber, die immer versichern, daß die Deutschen nur auf eine geeignete Gelegenheit warten, um uns auf unserer Insel anzugreifen und auszulöschen«.

Trotz dieses Befundes muß man feststellen, daß die Stimmung in Großbritannien bei Kriegsausbruch eher verhalten wirkte. Die öffentliche Meinung neigte zur Zurückhaltung. Das änderte sich schlagartig mit dem deutschen Bruch der belgischen Neutralität. Dieses »Gottesgeschenk« (Arthur Ponsonby) erlaubte es der britischen Regierung, in den Krieg einzutreten, wohlwissend, daß Frankreich ohne Skrupel in Belgien einmarschiert wäre, wenn es das als militärisch notwendig betrachtet hätte. So ergab sich aber die willkommene Möglichkeit, den Eindruck zu erwecken, als ob man nicht für die eigenen Interessen, sondern für ein überlegenes moralisches Prinzip kämpfen werde. Das erklärt auch, warum sich das Bild des Deutschen jetzt in kurzer Zeit und drastisch verdunkelte. Zwar gab es nach wie vor die alten Invektiven und vergleichsweise harmlose Aktionen, zum Beispiel das öffentliche Ausschütten von Rheinwein in die Gosse, die Diskriminierung von Dackelhaltern und die Nötigung zur Aufgabe deutscher Adelstitel, aber es entstanden außerdem chauvinistische Verbände wie die Anti-German Union, die den Mob aufhetzten, und Pogrome gegen in England ansässige Deutsche, die man der Illoyalität verdächtigte. Vor allem aber stellte eine allgegenwärtige Propaganda der Massenpresse ein Feindbild von bis dahin unbekannter Drastik ins Zentrum: der Deutsche als blutsaufender »Hunne«, als kalter Zyniker und als »Antichrist«.

Bereits im August 1914 wurden erste Greuelgeschichten in Umlauf gebracht: etwa über die Vergewaltigung, Verstümmelung und Ermordung einer britischen Krankenschwester in Belgien, über die Kreuzigung eines kanadischen Offiziers, die böswillige Zerstörung der flandrischen Stadt Löwen, vor allem aber über das Abschneiden von belgischen Kinderhänden. Wenn entsprechende Vorwürfe im verbündeten Frankreich sofort aufgegriffen wurden, so hatte das auch damit zu tun, daß viele von ihnen aus der nach 1871 entstandenen Bewältigungsliteratur bekannt waren, die von »Vandalen«, vergewaltigenden »Goten« und mörderischen »Preußen« nur so wimmelte. Es ging den Verfassern dabei nie nur um die übliche Aversion gegen einen siegreichen Gegner, sondern auch um die Auf-

»Das Wachstum der Flotte Deutschlands trägt nur dazu bei, den Schlag, den es von England bekommt, noch schwerer zu machen. Die Schiffe würden bald auf dem Grunde des Meeres liegen oder als Prisen in die englischen Häfen weggeführt werden; Hamburg und Bremen, der Kieler Kanal und die Ostseehäfen würden unter den Kanonen von England liegen und warten müssen, bis die Entschädigung festgesetzt wäre. Wenn unser Werk getan wäre, könnten wir ohne Schwierigkeiten Bismarcks Worte an Ferry ändern und zu Frankreich und Rußland sagen: ›Sucht euch Kompensationen! Nehmt innerhalb Deutschlands, was ihr wollt, ihr könnt es haben! Germaniam esse delendam! Nieder mit Deutschland!‹«

Artikel der *Saturday Review* vom 11. September 1897, hier zit. nach Paul Rohrbach: *Der deutsche Gedanke in der Welt,* Leipzig 1912, S. 185

fassung, daß ein Rachekrieg gegen Deutschland vorbereitet werden müsse. Ein breiter Konsens trug diesen »Revanchismus«, der von den Preußenfressern des Herz-Jesu-Katholizismus über den Massenanhang des »Général Revanche« Boulanger bis zu nationalistischen Jakobinern wie Georges Clemenceau reichte. Es ist mehr als bezeichnend, daß Clemenceau, ein überzeugter Antiklerikaler, schon im August 1914 die apokalyptische Metapher von den »beiden Fahnen« – der des Guten und der des Bösen – in bezug auf den Kampf gegen Deutschland verwendete, und von ihm stammte auch eine andere quasi-religiöse Formel: »Jeder Mensch hat zwei Vaterländer: das seinige und Frankreich«.

»Die Kultur erfordert, daß der Franzose, der Engländer, der Russe und der Belgier das deutsche Schwein in diesem Augenblick, in dem sie es gepackt halten, ohne Gnade auf ihrer Schlachtbank ausbluten lassen. Erst dann wird man aufatmen.«

Léon Daudet: »Die deutsche Minderwertigkeit; ihre Bestialität«, in: Joachim Kühn (Hrsg.): *Gelehrte im Dienste der Völkerverhetzung,* Jena 1917, S. 51–53, hier S. 53

Diese im Kern sehr alte Identifizierung der Menschheit überhaupt und Frankreichs führte notwendig dahin, daß Clemenceau während des Krieges nur ein Ziel kannte: den Verblendeten die Augen dafür zu öffnen, daß die »Germanen« seit fünfzig Jahren nichts anderes taten, als einen Weltkrieg vorzubereiten, um die Weltherrschaft zu erringen. Die Auffassungen Clemenceaus erinnern in vielem an die des Geographen Onésime Reclus, der sich 1915 in einer Broschüre nicht nur die manichäische Deutung des Krieges zu eigen machte, sondern eine umfassende – und in mancher Hinsicht prophetisch wirkende – Planung für die Zukunft Deutschlands nach dem Sieg der Entente entwarf. Unter dem Titel *L' Allemagne en morceau* – »Deutschland in Stükken« schlug er vor, Frankreich sollte nicht nur Elsaß-Lothringen, sondern auch das Saargebiet und Luxemburg erhalten; die deutsche Bevölkerung des linken Rheinufers könne sich Frankreich anschließen oder in Selbständigkeit leben; Rußland erhalte für sein polnisches Protektorat West- und Ostpreußen, außerdem Posen und Schlesien; Österreich-Ungarn verschwinde und werde in seine Nationalitäten aufgelöst; der deutsche Rest möge sich mit dem südlichen Deutschland vereinigen, das vom nördlichen abgetrennt werde. Entscheidend sei, so Reclus, die »Hinrichtung Preußens«, damit verbunden die vollständige Entmilitarisierung samt Abschaffung der Flotte; nur eine »Polizeitruppe« solle Deutschland behalten dürfen. Schließlich forderte der Verfasser eine »Überbuße« von 101 Milliarden Goldmark, zahlbar in 101 Jahren und schloß mit der Forderung, die Deutschen »... würden es wirklich verdienen, auf dem Sklavenmarkt verkauft zu werden, nachdem man sie, den Strick um den Hals, dorthin getrieben hat. Nicht die große Masse, die auch gute Eigenschaften hat. Tölpelhaft, grob, gefräßig, dem Trunke ergeben, hat sie doch Familiensinn, ist fleißig, geduldig, gelehrig, aber auch etwas unterwürfig. Man befiehlt, sie gehorcht. Aber sie, die ihr befehlen, die sie führen und antreiben, verdienen die Kette und das Halseisen. Sie alle«.



Reclus vertrat ohne Zweifel eine radikale Position. Aber er war keineswegs isoliert, sondern durfte auf ein erhebliches Maß an Zustimmung in der französischen Öffentlichkeit rechnen. Die erklärt sich aus einer schon während der Vorkriegszeit wachsenden Militarisierung der Publizistik und der Förderung des Deutschenhasses durch einflußreiche französische Autoren. Man findet in ihren Reihen viele klangvolle Namen: von Charles Péguy auf der Linken bis zu Maurice Barrès auf der Rechten, und während des Krieges wurden auch Männer wie Léon Bloy und Pierre Loti von diesem Furor erfaßt. Loti schrieb in seinem Buch *La hyène enragée* – »Die wildgewordene Hyäne« – über die »deutschen Bestien«: »Die Welt wird nur aufatmen nach ihrer vollständigen Vernichtung«.

Die Entgegensetzung von *race humaine* – »menschliche Rasse« und *race allemande* – »deutsche Rasse« war in Großbritannien nicht ganz so geläufig wie in Frankreich, aber auch hier gab es Verfechter entsprechender Vorstellungen, etwa den Literaturnobelpreisträger Rudyard Kipling, der äußerte, er könne zwei Arten sehr genau unterscheiden: »menschliche Wesen« und »Deutsche«. Das paßte selbstverständlich genau zu der Idee, daß die Entente für Zivilisation und Demokratie und Humanität kämpfe, während Deutschland Barbarei, Autokratie und eine perverse Form von »Kultur« vertrete. Dabei ist zu betonen, daß die Heftigkeit, mit der die Deutschen aus der Gattung ausgestoßen, als Untermenschen, Ungeheuer oder Untiere bestimmt wurden, eine Grenze überschritt, die bis dahin selbst in der Kriegspropaganda eingehalten worden war. Diese Grenzüberschreitung ist weder aus der kollektiven Erregung begreifbar, noch als irgendwie verständliche Reaktion auf deutsche Verbrechen.

Entscheidend ist deshalb die Feststellung, daß der »häßliche Deutsche« schon vor dem Krieg seine Umrisse erhalten hatte, und daß man während des Krieges nichts anderes tun mußte, als das Feindbild in Umlauf zu bringen. Faktisch ging es dabei um eine in dieser Form noch nie dagewesene Massenverhetzung. Deren Effizienz erklärt sich nicht nur aus der Modernität des Pressewesens in Großbritannien und Frankreich, sondern auch aus der Tatsache, daß man in London sehr früh erkannte, wie unklug es war, die Verantwortung für die Propaganda Beamten zu übertragen. Das unmittelbar nach Kriegsbeginn gegründete »War Propaganda Bureau« arbeitete im Geheimen, zog es vor, bekannte Schriftsteller wie Arthur Conan Doyle oder H. G. Wells für antideutsche Pamphlete zu bezahlen, anstatt sie direkt zu rekrutieren, und Material der Presse zur Verfügung zu stellen und einzelne Journalisten zu kaufen, anstatt regierungsamtliche Verlautbarungen in Umlauf zu bringen. Der entscheidende Coup war allerdings, bei der Reorganisation »des Bureaus« als »Department of Information« im Februar 1917 für die entscheidenden Positionen Lord Northcliffe und Lord Beaverbrook zu gewinnen. Diese »Pressezaren« beherrschten ihr Metier und taten im Grunde nichts anderes, als die erfolgreichen Methoden der populären Presse auf die Kriegspropaganda zu übertragen. Diese Art von *Public-Private Partnership* erwies sich als so erfolgreich, daß die französische Propaganda faktisch an die britische angeschlossen wurde und die USA das Modell nach ihrem Kriegseintritt übernahmen. Mit einer ihrer ersten Maßnahmen schuf die Regierung das »US Committee on Public Information« (CPI), das nicht nur die Aufgabe hatte, Spezialisten aus der Werbebranche zu rekrutieren, sondern auch die Zusammenarbeit mit der hoch entwickelten amerikanischen Reklameindustrie und den Medien sicherzustellen.

Daß das CPI inhaltlich wenig Neues bot, spielte dabei keine Rolle. Diese Institution, die am ehesten den Charakter eines Propagandaministeriums besaß, interessierte sich nicht für Originalität, sondern für Wirksamkeit. Und aus diesem Grund förderte man auch ein Medium, dessen propagandistische Bedeutung zwar in allen am Krieg beteiligten Ländern erkannt worden war, das aber nirgends so wirkungsvoll eingesetzt wurde wie in den USA: den Film. In erster Linie ging es um die Wochenschauen und um den neuen, abendfüllenden Spielfilm. Die Zahl dieser Filme war schon aufgrund der Kürze der amerikanischen Kriegsteilnahme begrenzt, aber ihre Wirkung auf das Publikum darf trotzdem nicht unterschätzt werden, da es hier auf eine zukunftweisende Art gelang, das Hauptziel des CPI zu erreichen, nämlich »die Deutschen nicht einfach nur in den schwärzesten Farben, sondern als die Inkarnation des Teufels überhaupt« (David Crunch) darzustellen.

Den Deutschen als »Inkarnation des Teufels« hat der amerikanische Soziologe Walter Lippmann schon 1922 in seinem Klassiker *Public Opinion* als Ergebnis einer »Fiktion« bezeichnet. Lippmann meinte damit keine Lüge im einfachen Sinn, sondern die Nutzung eines »Mechanismus« in der menschlichen Seele, der das Bedürfnis nach Heldenverehrung ebenso hervorbringe wie das Bedürfnis nach »Exorzismus des Teufels«. Die alliierte Propaganda habe sich dieses Mechanismus bemächtigt und sei deshalb so außerordentlich erfolgreich gewesen. Allerdings habe man gleichzeitig ein »Bild« tief in der Seele der Massen verankert. Ein Vorgang, der sich praktisch nicht mehr rückgängig machen lasse. •

ANTI GERMAN UNION 1915 · GOOD QUEEN BESS EXPELLED ALL GERMANS · 1597 · BRITAIN FOR THE BRITISH

Ansteckndel der Anti German Union 1915

Literaturhinweise:

Michael Moorcock: *England invaded,* zuletzt London 1977;

Hans Thimme: *Weltkrieg ohne Waffen,* Leipzig 1932;

Pierre Loti: *La hyène enragée* unter www.gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k57217355/f307.image;

Arthur Ponsonby: *Falsehood in War-Time* [1928], London [9]1940.

Intellektuelle Kriegsfreiwillige

Zusammengestellt von Benedikt Kaiser, Götz Kubitschek und Erik Lehnert

Als in den ersten Augusttagen des Jahres 1914 die ersten Kriegserklärungen und Mobilmachungen bekannt gegeben wurden, meldeten sich in ganz Europa Männer freiwillig zum Kriegsdienst. Laut Stefan Zweig, der selbst Beobachter blieb, empfanden die Männer »in dieser Stunde, daß sie Weltgeschichte, daß sie einen nie wiederkehrenden Augenblick miterlebten und daß jeder aufgerufen war, sein winziges Ich in diese Masse zu schleudern, um sich dort von aller Eigensucht zu läutern.« Der Kriegsfreiwillige Ernst Jünger erlebte die Situation naturgemäß etwas anders: »Aufgewachsen in einem Zeitalter der Sicherheit, fühlten wir alle die Sehnsucht nach dem Ungewöhnlichen, nach der großen Gefahr. Da hatte uns der Krieg gepackt wie ein Rausch … Der Krieg mußte es uns ja bringen, das Große, Starke, Feierliche.«

In den meisten Bundesländern des Deutschen Reiches galt für Männer die Wehrpflicht. Alle als tauglich Gemusterten wurden in Friedenszeiten zu einem bis drei Jahre dauernden Wehrdienst einberufen. Für Männer mit höherer Schulbildung und einem gewissen Vermögen gab es die Möglichkeit, den Wehrdienst als Einjährig-Freiwillige zu leisten. Dabei trug der Freiwillige die Kosten für Ausrüstung und Verpflegung selbst und konnte, nach der Ableistung von Reserveübungen und der Wahl durch das Offizierskorps, Reserveoffizier in einem Regiment werden. In Österreich und Frankreich war die Wehrpflicht ähnlich organisiert, im Vereinigten Königreich wurde sie erst 1916 eingeführt.

Freiwillige waren 1914 damit in der Regel junge Männer, die bislang aufgrund ihres jugendlichen Alters noch nicht gemustert worden waren und damit auch noch keinen Wehrdienst geleistet hatten. Die Deutsche Wehrordnung sah vor, daß alle Ersatztruppenteile im Falle der Mobilmachung berechtigt waren, Freiwillige einzustellen, Kriegsfreiwillige nur für die Dauer des Krieges. Insofern konnten sich auch bereits Gediente, die in keinem Reserveverhältnis standen, freiwillig melden. Für Reservisten bestand ein Dienstverhältnis, das im Falle des Krieges wirksam wurde.

Daß sich junge Männer zu den Waffen meldeten, war der Normalfall. Es gab aber auch Männer, die mitten im Berufsleben standen und sich freiwillig meldeten. Besonders wahrgenommen wurde dieser Schritt bei Freiwilligen, die als Schriftsteller oder bildender Künstler im Licht der Öffentlichkeit standen. Nicht immer liegen so detaillierte Biographien vor, daß sich die Begebenheiten vom August 1914 zweifelsfrei klären ließen. Insofern muß das Wort »Kriegsfreiwilliger Intellektueller« für die folgenden Kurzbiographien etwas weiter gefaßt werden. (EL)

Apollinaire, Guillaume (1880–1918, Frankreich) – eigentlich Wilhelm Albert Włodzimierz Apolinary de Wąż-Kostrowicki, Künstler und Dichter, wuchs als unehelicher Sohn eines ehemaligen neapolitanischen Offiziers und seiner aus Polen stammenden Mutter auf. In Paris publizierte er unter verschiedenen Pseudonymen, entschied sich aber bald endgültig für Guillaume Apollinaire und machte sich einen Namen in den avantgardistischen Zirkeln der Stadt. Bald stand er europaweit stellvertretend für die Bestrebung,



dichterische und bildende moderne Kunst zu verknüpfen. Seine Essays wirkten unter anderem auf die Entstehung und Entwicklung des Kubismus und Symbolismus. Zu letzterem wird allgemein seine Erzählung *Le poète assassiné* (1916) gerechnet, in der er seine Kriegserlebnisse verarbeitete. Zu Kriegsbeginn meldete sich Apollinaire freiwillig, wurde allerdings aufgrund seiner fremden Herkunft abgelehnt, woraufhin er einen Einbürgerungsantrag stellte und tatsächlich nach Erhalt der französischen Staatsbürger-

schaft noch im Dezember des Jahres seine Einberufung und die offizielle Annahme seines bisherigen Künstlernamens erreichte. Die anfängliche Begeisterung des zur Artillerie Kommandierten wich mit zunehmender Dauer des Krieges, und nach einer Verletzung an der Schläfe kehrte er vorerst für ein Jahr nach Paris zurück, wo er sich im Literatur- und Kunstbetrieb auch aufgrund seines Rufes rasch erneut positionieren konnte. Trotz Wiedereingliederung in den Heeresdienst nach seiner Genesung konnte er in Paris bleiben und arbeitete fortan bei der Zensur des Kriegsministeriums. Am schicksalsträchtigen 9. November 1918 verstarb er an den Folgen der Spanischen Grippe. (BK)

Barbusse, Henri (1873–1935, Frankreich) – erhielt nach seinem Studium der Literatur eine Anstellung im Innenministerium der Dritten Republik und veröffentlichte ab 1895 erste Gedichte. Diesen sicheren Arbeitsplatz kündigte er, um bei verschiedenen Pariser Zeitungen zu wirken; 1908 veröffentlichte er einen ersten gesellschaftskritischen Roman (*L'Enfer*), der auch erotisierende und dekadente Züge trägt. Trotz



seines linksintellektuellen Standpunkts, der zu dieser Zeit auch pazifistische Züge zeigte, und ungeachtet seines fortgeschrittenen Alters, meldete er sich bei Beginn des Krieges freiwillig zur Infanterie. Während des Fronteinsatzes führte er skizzenhaft Tagebuch und veröffentlichte 1916 *Das Feuer. Tagebuch einer Korporalschaft,* das zuvor in Gustave Térys Zeitschrift *L'Œuvre* erschienen war. Das noch im selben Jahr mit dem Prix Goncourt ausgezeichnete Werk thematisiert ohne Pathos das Kämpfen und Sterben der französischen Poilus in den Schützengräben der Westfront aus der Sicht des Ich-Erzählers. Dabei werden tatsächliche und fiktive Ereignisse der ersten Kriegsjahre miteinander verwoben. Ein Jahr nach Drucklegung wurde Barbusse Mitbegründer des linken Veteranenbundes und Herausgeber einer »Wochenzeitung für literarische, künstlerische, wissenschaftliche, ökonomische und soziale Information«, die ab 1932 als »Internationale Wochenzeitung« firmierte (*Le Monde,* 1928–1935). Barbusse war Aktivist gegen Militarismus und Nationalismus und trat 1923 sogar der Kommunistischen Partei (PCF) bei. Er tauschte sich mit Lenin und Maxim Gorki aus. Die fortgesetzte linke Agitation führte zu wiederholten Angriffen seitens der politischen Rechten. Aber auch der moskauhörige PCF griff Barbusse an – den Sowjetkommunisten mißfiel der Ton seiner Stalin-Biographie (1935). Im selben Jahr verstarb er während einer seiner Rundreisen durch die Sowjetunion. (BK)

Borchardt, Rudolf (1877–1945, Deutschland) – Während des Ersten Weltkrieg dienten im deutschen Militär rund 100000 Juden, von denen etwa 10000 als Freiwillige antraten. 78000 waren an der Front eingesetzt, 12000 fielen. Diese Zahlen sind ein Ergebnis der sogenannten »Judenzählung« von 1916, die dem wachsenden Antisemitismus im deutschen Heer den faktischen Boden entziehen sollte. Die Ergebnisse indes wurden zurückgehalten und erst nach 1918 in mehreren, stark abweichenden Versionen veröffentlicht – Wasser auf die Mühlen jener, die in den Juden vor allem Drückeberger und Kriegsgewinnler sahen.

Unberührt von derlei weltanschaulichen Auseinandersetzungen blieb der jüdische Deutsche Rudolf Borchardt. Er wurde 1977 in Königsberg geboren und wuchs in Moskau und Berlin auf – kaisertreu und elitär erzogen. Sein Vater leitete eine Teehandelsfirma. Borchardt studierte Klassische Philologie, Archäologie und Germanistik, ließ Gedichte und Abhandlungen im Privatdruck erscheinen, stark inspiriert durch die ästhetischen Leitsterne Hugo von Hofmannsthal und Stefan George, zu denen Borchardt auch die persönliche Nähe suchte. Entlang dieser formalen Strenge und des geistigen Adelsanspruchs formulierte Borchardt seinen eigenen dichterischen Lebensauftrag: Sein Wort von der »Schöpferischen Restauration« (Titel eines Vortrags von 1927) ist in etwa das, was Hofmannsthal in seinem Vortrag über »Das Schrifttum als geistiger Raum der Nation« als »Konservative Revolution« bezeichnete: Sprachliche, literarische und künstlerische Zersetzungsexperimente seien unstatthaft, eine Weiterentwicklung der Sprache und des künstlerischen Ausdrucks entlang der großen Überlieferung indes die eigentliche Aufgabe. Der als unnahbar, herrisch und schroff geltende Borchardt widmete sein Schaffen der Freilegung dieser Überlieferungsstränge und machte sich auch als Übersetzer aus dem Italienischen einen Namen. 1914 meldete er sich freiwillig, diente jedoch nicht an der Front, sondern in der Etappe und ab 1917 im Generalstab in Berlin als Nachrichtenoffizier. Nach Kriegsende übersiedelte Borchardt wieder nach Italien und nahm eine umfassende Vortrags- und Publikationstätigkeit auf. Symbolisch sind die Jahre ab 1933, in denen Borchardt bei Mussolini aufgrund unterschiedlicher italienisch-deutscher Projekte einige Male zu Gast war, während er in Deutschland auf-

grund seiner jüdischen Herkunft in Mißkredit geriet. 1944 wurde Borchardt in Italien von der SS verhaftet und nach Innsbruck transportiert. Am 10. Januar 1945 verstarb Borchardt in Tirol an Herzversagen. (GK)

Breuer, Hans (1883–1918, Deutschland) – Der Wandervogel hat im Krieg einen hohen Blutzoll entrichtet. Zum bitteren Mythos wurden die Berichte über die Bataillone singender Studenten, die in Flandern gegen die Maschinengewehre der englischen Berufsarmee anrannten und zu Tausenden niedergemäht wurden. Das Singen gelehrt hatte sie wohl Hans Breuer, ein typischer Wandervogel und eine der Ikonen dieser Bewegung. Breuer wurde 1883 in Gröbers bei Halle/Saale geboren, wuchs in Schlesien auf und trat als Gymnasiast in Berlin dem Urwandervogel um Karl Fischer bei. Er studierte Medizin und führte in Heidelberg eine eigene Gruppe, in der er größten Wert auf Gesang und Tanz legte. 1909 gab er die über Jahrzehnte geradezu kanonische Liedersammlung *Der Zupfgeigenhansel* heraus, die bis heute unzählige



Auflagen erfuhr. Mit Kriegsbeginn meldete sich Breuer (aufgrund von Kurzsichtigkeit eigentlich dienstuntauglich) freiwillig zum Sanitätsdienst und wurde bereits 1916 zum Oberarzt befördert. Er diente ausschließlich an der Westfront und verstarb am 20. April 1918 in einem Lazarett bei Verdun: Tags zuvor war er in seinem Unterstand verschüttet worden. Auf dem Bergfriedhof in Heidelberg findet sich ein Gedenkstein, ein weiterer im Ehrenhain der Jugendbewegung auf der Nerotherburg Waldeck im Hunsrück. Im thüringischen Schwarzburg ist die Jugendherberge nach ihm benannt. Im *Zupfgeigenhansel* von 1918 findet sich in einem Nachruf folgender Satz: »Irgendwo in Frankreich vermodert sein Leib, das Werk Hans Breuers aber wird fortleben, solange noch ein deutscher Wandervogel und Wanderer singt.« (GK)

Dehmel, Richard (1863–1920, Deutschland) – Wenn es jemanden gab, dessen Freiwilligenmeldung 1914 völlig aus dem Rahmen fiel, dann war es Richard Dehmel. Nicht nur, daß er bei Kriegsausbruch über 50 Jahre alt war, seine ganze Persönlichkeit und sein gesamten Schaffen schien einem solchen Schritt entgegengesetzt zu sein. Dehmel stammte aus der Mark Brandenburg, war promovierter Nationalökonom und einige Jahre als Verbandssekretär in der Versicherungswirtschaft tätig gewesen. Seine ersten Gedichtbände, *Erlösungen, Aber die Liebe, Lebensblätter* sowie *Weib und Welt* (1891–1896), begründeten seinen Ruf als Dichter der Liebe, wodurch er schließlich zu einem der bedeutendsten Lyriker der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg avancierte. Zahlreiche seiner Gedichte wurden vertont (u.a. durch Hans Pfitzner und Arnold Schönberg) und damit populär. Neben der lyrischen Sakralisierung der Liebe war er auch im wirklichen Leben ein Mann der Frauen und damit Dingen zugeneigt, die dem Krieg entgegenstehen. In der Kunst suchte er Befreiung aus dem »verwirrenden Druck des sinnlichen Lebens«. Allerdings hieß es bereits zwei Jahre vor dem Ausbruch des Weltkriegs: »Ich gönne jedem fremden Wicht / sein Teilchen Erde nebst Himmelslicht; / aber will er mir meins wegschinden, / soll er die Hölle bei mir finden.« Dehmel zieht 1914 als Freiwilliger in den Krieg und bekennt 1919 rückblickend: »Ich wollte durch eine symbolische Handlung zeigen, daß auch der geistige Arbeiter die verdammte Pflicht und Schuldigkeit hat, an dem Völkerkampf um die bessere Zukunft als leibhaftiger Mitmensch teilzunehmen«. Er diente bis 1916 im Infanterie-Regiment »Graf Bose« Nr. 31 und forderte noch kurz vor Kriegsende die Aufstellung eines Freiwilligenheeres, um den Sieg zu erringen. 1919 erschien unter dem Titel *Zwischen Volk und Menschheit* sein Kriegstagebuch. Er starb am 8. Februar 1920 an einer Venenentzündung, die er sich im Krieg zugezogen hatte. (EL)

Flex, Walter (1887–1917, Deutschland) – Schriftsteller und Dichter, entstammte einer nationalliberalen Familie und wuchs in seiner Heimatstadt Eisenach auf. Ab 1906 studierte er Geschichte und Germanistik in Erlangen und Straßburg und publizierte Erzählungen und Gedichte. Nachdem ein Promotionsvorhaben im Elsaß mißlang, kehrte er nach Franken zurück und wurde 1911 mit einer Arbeit über Schillers Dramen promoviert. In der Folgezeit arbeitete er bis 1913 als Hauslehrer der Familie Bismarck; aus der Verarbeitung dieser nicht immer reibungsfreien Begegnungen resultierten verschiedene Kurzgeschichten (*Zwölf Bismarcks*) sowie das Drama *Klaus von Bismarck*. Der aufgrund einer Verletzung an der rechten Hand vom Militärdienst befreite Flex meldete sich nach Kriegsbeginn freiwillig und diente in einem Infanterieregiment an West- und Ostfront. Er verarbeitete das Fronterlebnis dichterisch und wurde dadurch einem breiteren Publikum im Reich bekannt. Der eigentliche literarische Durchbruch gelang dem rasch zum Leutnant Beförderten durch die Veröffentlichung der Erzählung *Der Wanderer zwischen beiden Welten* (1916). Dieses vom Geist der Jugendbewegung inspirierte, zutiefst romantische Buch avancierte zum auflagestarken Kriegswerk, dessen Titel als Redewendung sogar in den allge-

meinen Sprachgebrauch überging. Aufgrund der stetig wachsenden Popularität wurde Flex vom Generalstab des Feldheeres nach Berlin gerufen, um am Gemeinschaftswerk *Der Krieg in Einzeldarstellungen* zu arbeiten. Nach Bewältigung der Auftragsarbeit kehrte er – erneut freiwillig – an die Ostfront zurück und wurde 1917 auf der estnischen Insel Ösel im Kampfe so schwer verwundet, daß er einen Tag später, am 16. Oktober, seinen Verletzungen erlag. Später wurde seine errichtete Grabstätte der besseren Erreichbarkeit halber nach Königsberg in Ostpreußen verlegt; sie fiel dem Vormarsch der Roten Armee im Zweiten Weltkrieg zum Opfer. Bis 1945 noch vielgelesener Schriftsteller, wird sein Werk heute kaum mehr gewürdigt. (BK)

Hellingrath, Norbert von (1888–1916, Deutschland) – Wenn davon die Rede ist, deutsche Soldaten seien mit Nietzsche im Brotbeutel in den Krieg gezogen, so gilt das nicht für Norbert von Hellingrath: Bei ihm waren es George und Hölderlin, und von letzterem hatte er zuvor eigenhändig das Wesentliche zutage gefördert. Ein Junggenie, unvollendet: Norbert von Hellingrath wurde in München geboren und wuchs dort auf – ein schroffer, eigenbrötlerischer, hochbegabter Schüler. Er nahm in seiner Heimatstadt 1906 ein Studium der griechischen und deutschen Philologie auf und näherte sich der Dichtung Stefan Georges und dessen Kreis



(namentlich: Karl Wolfskehl) an. Im November 1909 gelang ihm in der Stuttgarter Bibliothek ein Sensationsfund: unbekannte Hölderlin-Handschriften mit den späten Hymnen und Pindar-Übertragungen des Dichters. Abschriften gelangten rasch über Wolfskehl zu George, der sofort nach München aufbrach, bei Hellingrath vorsprach und den Abdruck in seinen *Blättern für die Kunst* arrangierte. Ab 1910 arbeitete Hellingrath an einer großen Hölderlin-Ausgabe, deren erste vier Bände er betreuen konnte, bevor er sich 1914 freiwillig meldete, um für Hölderlins und Georges Deutschland in den Krieg zu ziehen. Nach einem Reitunfall hielt er 1915 in München noch einmal zwei Vorträge über »Hölderlin und die Deutschen« und »Hölderlins Wahnsinn«. Unter den Zuhörern saßen Ludwig Klages, Rainer Maria Rilke und dessen Geliebte, Loulou Albert-Lazard. Hellingrath referierte in Uniform. Er sei »durchglüht« gewesen, notierte Loulou. In einem dieser Vorträge prägte Hellingrath das Wort vom »Volk Hölderlins«, von dem er meinte, daß es kaum jemand verstehen würde, »weil es zutiefst im deutschen Wesen liegt, daß sein innerster Glutkern unendlich weit unter der Schlackenkruste, die seine Oberfläche ist, nur in einem geheimen Deutschland zutage tritt.« Am 16. Dezember 1916 fiel dieser Angehörige des Volkes Hölderlins in der Schlacht um Verdun vor dem Fort Douaumont. (GK)

Hulme, Thomas Ernest (1883–1917, England) – aus den englischen Midlands stammend. Nachdem er Cambridge aufgrund zweier Verfehlungen verlassen mußte, wechselte er zum weiteren Studium nach London. Zudem reiste er durch Kanada und Belgien, wo er intensiven Sprachstudien nachging. Früh interessierte er sich für die Lebensphilosophie Henri Bergsons und die Gedanken des französischen revolutionären Syndikalisten Georges Sorel, dessen *Réflexions sur la Violence* (1908) er ins Englische übersetzte. Daneben traf er im Poet's Club auf die Größen der zeitgenössischen Lyrik, so unter anderem auf Ezra Pound. Bereits vor dem Ersten Weltkrieg galt Hulme innerhalb der häufig zu linken Ansichten neigenden dichtenden Zunft seiner Zeit als konservativer Intellektueller – für den US-amerikanischen Konservatismus-Forscher Bradley B. Birzer ist er gar der »erste Konservative des 20. Jahrhunderts«. 1914 meldete er sich freiwillig und diente zunächst in der Honourable Artillery Company, hernach in der Royal Marine Artillery in Belgien und Frankreich. Nach zwei Jahren Fronteinsatz wurde er verwundet und kehrte erst 1917 wieder auf das europäische Festland zurück. Noch im selben Jahr, im September, fiel er in Westflandern. Seine Erlebnisse im Weltkrieg (*War Notes*) schilderte er größtenteils unter dem Pseudonym North Staffs in *The New Age*. Lediglich die im englischen Original (1925) von T.S. Eliot edierten *Notes on Language and Style* liegen in deutscher Sprache als *Bemerkungen über Sprache und Stil* (1962) vor. (BK)

Kokoschka, Oskar (1886–1980, Österreich) – Der in Wien aufgewachsene Kokoschka absolvierte bis 1909 die dortige Kunstgewerbeschule und war, gefördert durch den Kunstkritiker Adolf Loos, bereits in jungen Jahren als Maler erfolgreich. Den Jugendstil lehnte er ab und orientierte sich statt dessen an der Malerei von Vincent van Gogh. 1909 wurde er zudem durch einen Theaterskandal bekannt, zog dann für zwei Jahre nach Berlin, wo er mit den Kunsthändlern Herwarth Walden und Paul Cassirer zusammenarbeitete. Kokoschka wurde einer der bekann-

testen Expressionisten des deutschsprachigen Raums. In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg lebte er in Wien mit Alma Mahler zusammen, die allerdings nicht ihn, sondern 1915 den Architekten Walter Gropius und nach dem Krieg den Schriftsteller Franz Werfel heiratete. Die Liebesbeziehung zwischen Kokoschka und Alma hatte, durch Kokoschkas Eifersucht und Almas Unstetigkeit bedingt, extreme Züge, was aus dem Briefwechsel deutlich wird. Alma war allerdings eine stete Quelle der Inspiration für Kokoschka



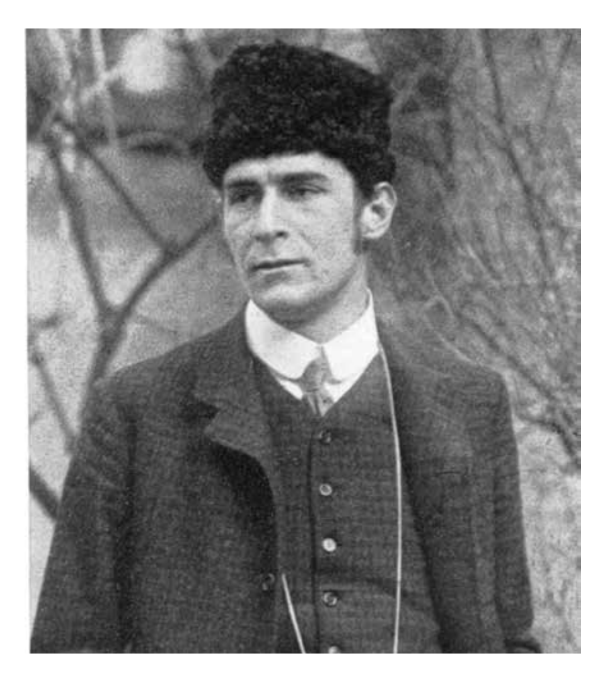
und aus dem »dreijährigen Liebeskampf« entstanden bekannte Werke, darunter »Die Windsbraut«. Letztendlich geht Kokoschkas Meldung als Freiwilliger wohl auf Alma zurück. Nachdem sie ein Kind von ihm abgetrieben hatte, erfolgte die Trennung. Die Tochter von Alma schrieb später: »Die Alma hat den Kokoschka so lange einen Feigling genannt, bis er sich schließlich ›freiwillig‹ zum Kriegsdienst gemeldet hat. Er wollte nicht in den Krieg, sie aber hatte schon genug von ihm, er war ihr zu anstrengend geworden.« Kokoschka wurde durch Vermittlung seines Freundes Adolf Loos in das Dragoner-Regiment Nr. 15, das vornehmste Reiterregiment der österreichischen Monarchie, aufgenommen. Das Pferd, das er benötigte, erwarb er angeblich mit dem Geld, das er aus dem Verkauf der »Windsbraut« erhielt. Alma selbst schrieb in ihren Erinnerungen: »Oskar Kokoschka ist seit Anfang des Krieges in der Armee. Er wird haßerfüllt gedrillt und leidet sehr.« Kokoschka kam in Galizien zum Einsatz und wurde am 29. August 1915 durch Kopfschuß und Bajonettstich in die Lunge schwer verwundet. Nach seiner Genesung war er als Kriegsmaler an der Isonzofront eingesetzt, 1917 erfolgte die Entlassung aus dem Dienst. Er lebte anschließend in Dresden und Wien, galt dann als »entarteter Künstler«, emigrierte 1934 nach Prag, später nach England, und lebte schließlich in der Schweiz. (EL)

Löns, Hermann (1866–1914, Deutschland) – Schriftsteller und Journalist, wurde in Westpreußen als Sohn eines westfälischen Gymnasiallehrers geboren. Er leistete 1882 seinen Militärdienst und schloß in Münster das Abitur ab. Danach studierte er Medizin, Naturwissenschaften und Mathematik in Münster, Greifswald und Göttingen, blieb allerdings ohne Abschluß – ein Umstand, der zum Bruch mit dem Vater führte. Fortan durchlief er die Redaktionsstuben verschiedener Lokalzeitungen zwischen Kaiserslautern, Gera und Hannover, dort ließ er sich schließlich nieder. Ab 1894 erfolgte die Veröffentlichung (satirischer) Gedichte unter dem Pseudonym Fritz von der Leine; nebenbei arbeitete er als Schriftleiter der *Hannoverschen Allgemeinen Zeitung* und publizierte zum Pflanzen- und Tierleben der Lüneburger Heide für diverse niedersächsische Zeitungen. Von 1911 an wirkte Löns als freier Schriftsteller und meldete sich nach Kriegsausbruch freiwillig für den Einsatz an der Front. Das Angebot, als Kriegsberichterstatter in der Etappe zu arbeiten, lehnte er ab. Löns trat den Dienst als Infanterist im Füsilier-Regiment »General-Feldmarschall Prinz Albrecht von Preußen« (Hannoversches) Nr. 73 an (Ernst Jünger gehörte später auch zu dieser Einheit) und fiel beim ersten deutschen Sturmangriff auf die französische Königsstadt Reims am 26. September 1914. Über den Verbleib des Leichnams gibt es verschiedene Versionen und daher bis heute keine endgültige Gewißheit. Die erst 1933 zufällig aufgefundenen Überreste wurden zunächst in Frankreich bestattet, dann – nach der Identifizierung der Erkennungsmarke – nach Deutschland überführt. Die Reichswehr errichtete 1935 in der Nähe von Walsrode eine Grabstätte, die nach wie vor Bestand hat. Erst 1986 wurde sein fragmentarisch geführtes Kriegstagebuch in einem amerikanischen Archiv aufgefunden und unter dem Titel *Leben ist Sterben, Werden, Verderben* veröffentlicht. (BK)

Macke, August (1887–1914, Deutschland) – Sich selbst zu entkommen oder dem als Stumpfsinn empfundenen Alltag zu entfliehen – das sind ebenso auftretende Motive der Fin-de-siècle-Generation für die freiwillige Meldung an die Front wie nationaler Elan oder patriotisch berauschte Gemeinschaftssuche. Bei Macke, einem der bekanntesten Impressionisten und Expressionisten deutscher Zunge, kann man die Beweggründe nur vermuten; zudem sind neben den genannten Faktoren auch notorische Todessehnsucht oder latente Kriegsbegeisterung als Triebfedern auszuschließen. Er, der die Schönheit des irdischen Lebens schätzte und in seinen Bildern ein positives Gefühl menschlichen Daseins vermitteln wollte, wurde im Sauerland als Sohn einer mittelständischen Familie geboren. Über die Stationen Köln und Bonn verschlug es ihn nach Düsseldorf, wo er – zur Enttäuschung seines Vaters, eines Ingenieurs – an der Kunstakademie das Studium aufnahm und am Schauspielhaus Bühnenbilder und Kostüme gestalten durfte. Nach nur zwei Jahren verließ der reisefreudige

Macke die Akademie; 1907 siedelte er nach Berlin über und vertiefte sein Studium der Malerei und die Beziehung zur Kindheitsbekanntschaft Elisabeth Gerhardt. Er verlobte sich an Heiligabend 1908, heiratete 1909 und kehrte wiederum ein Jahr später nach Bonn zurück, wo er sich sein eigenes Atelier einrichtete. Das fidele Leben und der erreichte künstlerische Durchbruch erfuhren einen vorläufigen Höhepunkt durch seine Beteiligung an den Ausstellungen des – von ihm ambivalent betrachteten – »Blauen Reiters« um Wassily Kandinsky und seinen Freund Franz Marc. Die fortwährende Lust am Ausstellen und Reisen führte Macke im weiteren nicht nur nach Paris und Moskau, sondern auch nach Tunis (mit Paul Klee), alsdann alleine nach Rom. Über die zeitweilige Wahlheimat Schweiz kehrte er zurück nach Bonn, wo ihn die Verkündung des Kriegszustandes erreichte. Macke meldete sich freiwillig zum Bonner Infanterie-Regiment 160 (in dem er 1908 bereits als Einjährig-Freiwilliger gedient hatte) und wurde ab August 1914 an der Westfront eingesetzt. Sechs Tage nach Empfang des Eisernen Kreuzes fiel Macke am 26. September in der Marne-Region bei einem Angriff seiner Kompanie. (BK)

Marc, Franz (1880–1916, Deutschland) – Nachdem der Sohn des Malers Wilhelm Marc zunächst den Wunsch verspürte, evangelischer Pfarrer zu werden, verwarf er diesen Gedanken, da er fürchtete, der Aufgabe nicht gewachsen zu sein. Statt dessen leistete er zunächst seinen Militärdienst und begann anschließend das Studium der Philologie in München. In Schwabing richtete er sich sein erstes eigenes Atelier ein. Auf zwei Reisen nach Paris lernte er die Werke Courbets, Gauguins und van Goghs kennen, insbesondere der Einfluß des letzteren wurde in



Marcs Schaffen immer stärker deutlich. Zur Finanzierung seines Lebens war er in diesen Tagen auf Tierzeichnungen angewiesen. In den Jahren 1910 und 1911 lernte er Kandinsky und Werefkin kennen, mit denen er die locker verbundene expressionistische Künstlergruppe »Blauer Reiter« formierte. Gemeinsam mit seinem Freund August Macke reiste er erneut in die französische Hauptstadt und lernte Delaunay kennen, der ihn ebenso beeindruckte und beeinflußte wie die italienischen Futuristen um Marinetti. Als der Krieg ausbrach, meldete er sich freiwillig und wurde an der Westfront eingesetzt. Marcs Freund Macke fiel nach wenigen Kriegswochen. Dies änderte indes nichts an Marcs Ansicht, den Krieg als nötige Läuterung zu werten – eine Position, die Ähnlichkeiten mit jener der italienischen Futuristen aufweist. 1916 wurde Marc als bedeutender Künstler vom Heeresdienst befreit. Ausgerechnet am letzten Front-Tag vor der Abreise, am 4. März, fiel er wenige Kilometer östlich von Verdun. Später wurden seine Gebeine in seine Wahlheimat bei Kochel am See gebracht und dort bestattet. Nach 1933 wurden über 100 seiner Werke als »entartet« aus den Museen des Reiches entfernt. Marcs *Briefe aus dem Feld* sind nur noch antiquarisch erhältlich. (BK)

Sassoon, Siegfried (1886–1967, England) – entstammte einer jüdischen Kaufmannsfamilie und studierte in Cambridge Geschichte und Jura, ohne einen Abschluß erreichen zu können. Statt dessen lebte er vom Vermögen der Eltern; Müßiggang und Sport ergänzte er durch dichterische Versuche. Der Kriegsausbruch brachte dem Alltag des Jungprivatiers willkommene Abwechslung: Er meldete sich freiwillig und wurde in Frankreich eingesetzt, wo er auf andere britische Intellektuelle traf. Einer von ihnen, Edward Marsh, witterte sein Talent und verhalf ihm mittels Publikation seiner Gedichte in einem Sammelband (*Georgian Poetry,* 1917) zu einer ersten größeren Aufmerksamkeit in der Öffentlichkeit. Den Kriegsdienst vernachlässigte er ungeachtet seiner lyrischen Versuche nicht; ausgeprägte Tapferkeit, die bisweilen in tollkühne Aktionen umschlug und Sassoon mehrere Verwundungen eintrug, sorgte für Kritik, aber auch für die Verleihung des Military Cross im Jahre 1916. Ebendiesen hochgeschätzten Tapferkeitsorden des Heeres warf der zur Genesung in der Heimat weilende Dichtersoldat aus Protest gegen eine erneute Verwendung an der Front in einen Fluß. Anstelle einer Bestrafung erfolgte die Einweisung in ein Lazarett in Schottland, das eigens dafür eingerichtet war, traumatisierte Soldaten zu betreuen. Nach mehreren Monaten kehrte Sassoon bis Kriegsende an die Front zurück und wurde noch im Juli 1918 erneut verwundet – diesmal durch *friendly fire* nahe der nordostfranzösischen Stadt Arras. Sassoon selbst verarbeitete nach 1918 seine Fronterlebnisse in zahlreichen Werken. Ins Deutsche wurden lediglich der erste Teil seiner dreiteiligen (halbfiktiven) Autobiographie – *Glück im Sattel. Erinnerungen eines Jagdreiters* (eng. 1928, dt. 1949) – und die Erinnerungen *Vom Krieg zum Frieden* (eng. 1946, dt. 1947) übertragen. 1957 fand der trotz Homosexualität zum Familienvater gewordene Schriftsteller zum katholischen Glauben. (BK)

Kein Weltanschauungskrieg

Ein Gespräch mit dem Historiker Hans Fenske

Sezession: Sehr geehrter Herr Professor Fenske, wir stehen am Beginn eines Erinnerungsmarathons, weil sich der Ausbruch des Ersten Weltkriegs zum hundertsten Male jährt. In den Ländern der Alliierten war die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg immer sehr präsent, wohl nicht zuletzt deshalb, weil man ihn gewonnen hatte. In Deutschland dagegen ist die Erinnerung verblaßt. Liegt das nur an dem verheerenden Resultat des Zweiten Weltkriegs oder ist das geschichtspolitisch gewollt?

Fenske: Es hängt sicher mit dem 1918 errungenen Sieg zusammen, daß die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in den Staaten der damaligen Alliierten viel stärker lebendig ist als bei uns. Viel wichtiger dafür ist aber, daß die Katastrophe des Zweiten Weltkriegs bei uns die Erinnerung an die Jahre 1914 bis 1918 überlagert hat. Seit geraumer Zeit ist das auch geschichtspolitisch gewollt, die Erinnerung soll sich auf jene Zeitspanne konzentrieren, in der die Schuld Deutschlands festgeschrieben ist.

Sezession: Dem australischen Historiker Christopher Clark ist mit seinem umfangreichen Buch *Die Schlafwandler* in Deutschland ein Bestseller gelungen. Obwohl sein Buch die Deutschen von der Haupt- oder gar Alleinschuld am Weltkrieg entlastet, sind die Reaktionen der Feuilletons überwiegend positiv. Bahnt sich da ein Perspektivenwechsel an, der auch Eingang in die Schulbücher finden wird?

Fenske: Das Buch von Christopher Clark ist fraglos ein sehr gewichtiger Beitrag zur Veränderung der Sicht auf 1914. Es wird aber noch sehr lange dauern, bis der Perspektivwechsel weithin vollzogen ist und auch Eingang in die Schulbücher gefunden hat: Eine junge Historikergeneration müßte den Paradigmenwechsel durch die Institutionen tragen und irgendwann an verantwortlicher Stelle tatsächlich eine Korrektur des Geschichtsbilds vornehmen.

Sezession: Obwohl der Erste Weltkrieg kein Krieg der Ideologien war wie der Zweite Weltkrieg, endete er mit der Behauptung der deutschen Alleinschuld und der Kriminalisierung der deutschen Führung. Worin sehen Sie die Ursachen dieser Entwicklung zum »diskriminierenden Kriegsbegriff« (Carl Schmitt)?

Fenske: Gewiß war der Erste Weltkrieg kein Krieg der Ideologien, er wurde aber in den Staaten der Entente ideologisch sehr stark aufgeheizt, vor allem in England und zwar vom ersten Tage an. Antideutsche Äußerungen im ideologischen Gewand waren in weiten Teilen der britischen Presse – verwiesen sei auf den Konzern von Lord Northcliffe – lange vor dem Krieg zu finden. Das war zum Teil Reaktion auf die antibritische Stimmung in Deutschland während des Burenkrieges, viel wichtiger war aber die Eifersucht wegen des steilen wirtschaftlichen Aufstiegs, den das Deutsche Reich nahm. Bald nach 1900 stand es beim Umfang des Handels Großbritannien kaum nach. Die Engländer sollten moralisch für den vermeintlich unausweichlichen Kampf mit dem unliebsamen Konkurrenten vorbereitet werden. Dazu bot sich das Argument an, der preußische Militarismus strebe die Vorherrschaft in Europa an. Entsprechend hieß es in der von einem englischen Diplomaten verfaßten alliierten Mantelnote zum Versailler Vertrag vom 16. Juni 1919, Deutschland habe getreu der preußischen Tradition danach gestrebt, ein unterjochtes Europa zu beherrschen und zu tyrannisieren. Einem solchen Plan mußte entschieden begegnet werden. Die deutsche Alleinschuld wurde von alliierter Seite gleich zu Beginn des Krieges behauptet. Im September 1914 sagte der britische Premier Asquith in einer öffentlichen Rede, der Krieg sei ein Kreuzzug gegen die Anmaßung einer einzelnen Macht, Europa zu beherrschen. Zu den Absichten der britischen Führung gegenüber Deutschland in den letzten Vorkriegsjahren sei verwiesen auf das jüngst erschienene Buch von Gerry Docherty und Jim Macgregor, *Hidden History. The Secret Origins of the First World War* (Edinburgh 2013).

Sezession: In Ihrem Buch *Der Anfang vom Ende des alten Europa* zeigen Sie, daß die Alliierten sich konsequent den Friedensbemühungen der Mittelmächte und neutraler Staaten verweigerten. Woraus resultierte diese Haltung? War man sich so sicher, zu gewinnen? Oder glaubte man sich wirklich auf einer moralischen Mission?

Fenske: Die Alliierten wollten Deutschland auf jeden Fall empfindlich schwächen. Deshalb durfte es keinen Verhandlungsfrieden geben. Sie waren sich sicher, dieses Ziel erreichen zu kön-

nen, wenn nicht aus eigener Kraft, so doch mit Hilfe der USA, die in den Krieg hineingezogen werden mußten. In diesen Zusammenhang gehört die Versenkung der »Lusitania« im Mai 1915. Die führenden alliierten Politiker werden gewußt haben, daß die von ihnen verkündete moralische Mission Propaganda war, aber schließlich glaubten sie wohl selbst daran.

Sezession: Aus dem Buch *Der Große Krieg* von Herfried Münkler geht anschaulich hervor, wie offen der Krieg bis in die letzten Wochen war. Deutsche Truppen standen weit in Feindesland und waren militärisch keineswegs geschlagen. Gewinnt da die Rede vom Dolchstoß nicht neue Plausibilität?

Fenske: Diese Frage ist zu verneinen. Gewiß standen die deutschen Truppen noch im Herbst 1918 in Frankreich und Belgien, aber von einem Dolchstoß kann wahrlich nicht die Rede sein. Der in der *Neuen Zürcher Zeitung* im Dezember 1918 aufgenommene Ausdruck war schon längere Zeit geläufig. In der Version der Rechten meinte er, die deutsche Front sei durch defätistische Einflüsse aus der Heimat geschwächt und schließlich durch die Revolution von hinten erdolcht worden. Die Linke sah den Verzicht der Reichsleitung auf gründliche Reformen und auf ein rechtzeitiges Friedensangebot als Dolchstoß. Beide Versionen hielten der Wirklichkeit nicht stand. Nach dem kontinuierlichen Vorrücken der Alliierten ab Juli 1918 und der bedingungslosen Kapitulation Bulgariens im September 1918 gestand sich die Oberste Heeresleitung ein, daß sie dem Krieg keine Wende mehr geben konnte. Hindenburg wollte dem deutschen Volk weitere sinnlose Opfer ersparen. So tat Prinz Max von Baden, soeben zum Reichskanzler ernannt, am 3. Oktober den von der Obersten Heeresleitung gewünschten Schritt und wandte sich über die Schweiz an Präsident Wilson mit der Bitte um einen Waffenstillstand: Er möge die Herstellung des Friedens auf Grundlage seiner vierzehn Punkte vom 8. Januar 1918 in die Hand nehmen. Der Waffenstillstand wurde von Wilson um mehr als fünf Wochen hinausgezögert, weil die Alliierten vorher noch ihre militärische Stellung verbessern wollten.



Hans Fenske: Der Anfang vom Ende des alten Europa. Die alliierte Verweigerung von Friedensgesprächen 1914–1919, *144 S., broschiert, 19.90 €*

Sezession: Muß man angesichts der Konsequenz, mit der die Alliierten ihre Kriegsziele verfolgten, dagegen bereits den damaligen Deutschen nicht einen gewissen Hang zum Gutmenschentum unterstellen? Immerhin war die Greuelpropaganda der Alliierten darauf angelegt, die Deutschen zu entmenschen. Die deutsche Propaganda nahm sich dagegen zaghaft und geradezu human aus.

Fenske: Auch diese Frage beantworte ich mit einem Nein. Von einem Hang zum Gutmenschentum sollte man angesichts des deutschen Verzichts auf Haßpropaganda nicht sprechen. Der Reichsleitung ging es um die baldige Beendigung des Blutvergießens. Eine Klimaveränderung durch Haßpropaganda war damit nicht vereinbar. Den Status quo ante wollte sie nur geringfügig verändern. Sie beurteilte die Dinge sehr nüchtern.

Sezession: Warum hatten die konservativ-revolutionären Ideen von 1914 (Kultur, Gemeinschaft, Korporatismus) gegen die liberalen Ideen von 1789 (Zivilisation, Gesellschaft, Demokratie) keine Chance?

Fenske: Der Krieg wurde von 1914 bis 1918 nicht um Ideen geführt, sondern um Machtpositionen. England und Frankreich wollten, wie vorhin schon bemerkt, das Deutsche Reich empfindlich schwächen, wenn nicht zerschlagen; Rußland wollte die Donaumonarchie vernichten und die Herrschaft über die Meerengen erlangen. Wäre es bei einem Krieg der Europäer untereinander geblieben, so hätten sich die Mittelmächte sehr wohl behaupten können. Kriegsentscheidend war das Eingreifen der USA auf der Seite der Alliierten. Ohne die starke Streitmacht, die sie 1918 nach Frankreich brachten, hätten Frankreich und England die deutsche Frühjahrsoffensive nicht aufhalten können. Dann wäre in Frankreich vermutlich der auf einen umfassenden Sieg setzende Ministerpräsident Clemenceau gestürzt und eine friedensgeneigte Regierung gebildet worden. Diesen Eindruck hatte jedenfalls der britische Botschafter in Paris. Sehr wahrscheinlich war der entscheidende Fehler des Deutschen Reiches während des Krieges der am 9. Januar 1917 im Hauptquartier in Pleß gefaßte Beschluß, den unbeschränkten U-Boot-krieg am 1. Februar wieder aufzunehmen. Das machte es Präsident Wilson im April möglich, die Vereinigten Staaten in den Krieg zu führen. Ganz allgemein sei angemerkt, daß der Unterschied im politischen Denken in Deutschland und den westlichen Staaten bei weitem nicht so groß war, wie Ihre Frage das vermuten läßt. Die Deutschen waren 1914, wie die amerikanische Historikerin Margaret Lavinia Anderson in ihrem Buch *Lehrjahre der Demokratie* (Stuttgart 2009, amerik. Original 2000) überzeugend gezeigt hat, im Lernprozeß in Sachen Demokratie weit vorangekommen.

Die Fragen stellte Erik Lehnert.

Eisiger Wind – Richard Millets Essays in deutscher Übersetzung

von Thorsten Hinz

Wenn erst das Reich der Lüge aufgerichtet und der Wahnsinn ubiquitär geworden ist –; wenn die einzig erlaubte Antwort auf die Lüge in ihrer Perfektionierung besteht –; wenn die Heuchelei aufgehört hat, eine Berechnung der Heuchler zu sein und statt dessen die Heuchelei das Selbst ihrer Propagandisten beherrscht –; wenn man die Medien nur noch unter zoologischen Gesichtspunkten konsumieren kann –; wenn die Literatur sich darauf beschränkt, die öffentliche Lüge und Heuchelei zu verdoppeln und in den Buchläden sich die globalen Bestseller stapeln, die »Literatur für Idioten« (Heiner Müller) –: spätestens dann wird die Anschlußfähigkeit eines Autors an den Kultur- und Medienzirkus zum Indiz seiner Beliebigkeit. Wer weder Einfaltspinsel noch Opportunist sein will, muß aufhören, um Anschlußfähigkeit zu buhlen und seine Gegenrede marktgerecht zu minimieren. Er muß die Lüge eine Lüge nennen und sie mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln verwerfen!

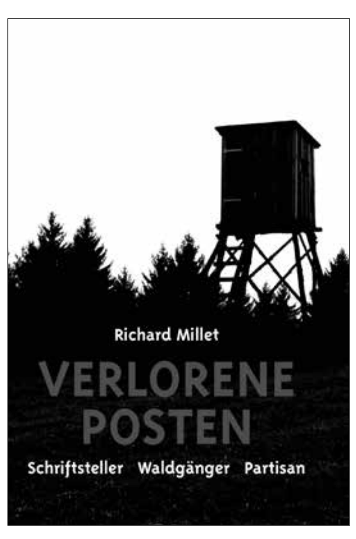
Auf eine spektakuläre Wirkung darf er allerdings nicht hoffen. Sogar das physische Selbstopfer auf dem Altar des Volkes, des Staates, der Gemeinschaft läuft ins Leere. Denn das sind heute imaginäre Begriffe, weshalb der Ruf ohne Echo, die äußerste Geste ohne Resonanz bleibt. Es geht nur darum, die Selbstachtung zu wahren und wenn nicht der Wahrheit, dann wenigstens der Wahrheitsliebe ein Refugium zu geben, und hätte es nur die Größe einer Flaschenpost, die er an gegenwärtige Versprengte und an Zukünftige auf die Reise schickt. Der Autor, der das Wagnis eingeht, muß damit rechnen, daß sämtliche Positionen, die er bezieht, »Verlorene Posten« sind.

Für den französischen Schriftsteller Richard Millet war der Moment der Entscheidung gekommen, als der Norweger Anders Breivik am 22. Juli 2011 im Regierungsviertel von Oslo eine Bombe zündete und anschließend in einem Ferienlager der sozialdemokratischen Jugendorganisation ein Massaker anrichtete. Die berufenen Deuter und Experten verorteten die Gründe für den Massenmord in den Gefilden des Rechtsextremismus, der in unserer säkularen, liberalen Gesellschaft den Platz des radikal Bösen einnimmt und damit jene mythische Funktion erfüllt, die im real existierenden Sozialismus der »Klassenfeind« innehatte. Er ist eine Projektion und zugleich eine Mystifikation, in der Staat und Gesellschaft die selbstproduzierten Konflikte, Aporien und ihren Schmutz entsorgen. Sie trennen ihn von sich ab und blasen anschließend gegen ihn zur Attacke: ein niemals endender Prozeß, welcher der Täuschung und Selbstlegitimation dient und für eine künstliche Dynamik sorgt. Im Fall von Breivik wurde folgerichtig vermieden, dem konkreten Kontext des Massenmords nachzugehen und seine tiefere Bedeutung zu erschließen. Dieser Verdrängung setzte Millet am 24. August 2012 seinen »Literarischen Gesang auf Anders Brevik« entgegen, der eine wütende Kampagne auslöste. In deren Folge wurde er zu einem der »am meisten verabscheuten französischen Schriftsteller«, außerdem verlor er seinen Posten als Lektor beim renommierten Verlag Gallimard. Der Aufsatz liegt nun in deutscher Sprache vor, zusammen mit weiteren, kaum weniger spektakulären Aufsätzen und Notaten.

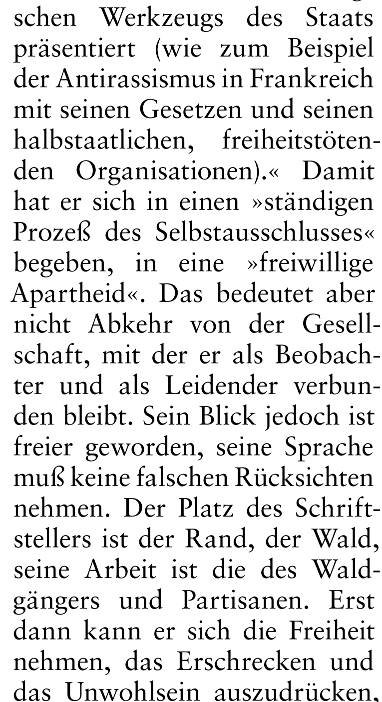
Millet sieht den Schriftsteller in ein postliterarisches Zeitalter gestellt, in der die Ideologie sich der Literatur bemächtigt und die »globalisierte Romanze« mit simplifizierten Konflikten, einer infantilen Sprache und multikulturellem Schwulst den bürgerlichen Roman abgelöst habe. Die Situation, die er beschreibt, erinnert wenigstens tendenziell an die Periode, als im Ostblock ein rigider »sozialistischer Realismus« die Künstler auf die Leitbilder des Kommunismus und des »Neuen Menschen« verpflichtete. Heute ist die Ideologie des Multikulturalismus vorherrschend, die jeden darüber belehrt, daß er als Europäer (und Franzose, Deutscher und so weiter) nichts mehr zähle und sich als solcher in einem multikulturellen und ethnischen Gemisch aufzulösen habe. Ein vom Staat gewollter und vom Typ des aggressiven Frömmlers forcierter »Antirassismus« wirkt als eine »politische Eugenik«. Einer ihrer Transmissionsriemen ist der Kulturbetrieb, der nur die Autoren beachtet, die ihn akzeptieren, propagieren, ihm zumindest nicht widersprechen.

Es gehört zu den essentiellen Eigenschaften der Literatur, die temporären Gewißheiten und Ideologien in größere Zusammenhänge – zeitliche, räumliche, geistige, geschichtliche – zu stellen und sie dadurch zu relativieren und zu dekonstruieren. Der zum Ideologen geschrumpfte Literat hingegen zitiert alles, was seiner Weltan-

schauung widerspricht, vor deren Richterstuhl und kanzelt es aus zeitgebundener Perspektive ab. Daraus gehen selbstredend keine belangvollen Romane hervor, sondern Pamphlete, die bestenfalls auf kitschige Weise unterhaltsam sind. Indem sie die disparate Wirklichkeit in eine binäre Gut-Böse-Struktur einfügen, machen sie sie übersichtlich und kommen so den geistigen und moralischen Bedürfnissen des Menschen entgegen. In der Entwicklung der Literatur spiegelt sich der gesellschaftliche Trend.



Richard Millet: Verlorene Posten. Schriftsteller, Waldgänger, Partisan, *Schnellroda 2013, www.antaios.de*



Das faktische Leitbild, unter dem sich die von Kultur-, Religions- und Rassenschranken befreite Menschengemeinschaft zusammenfindet, ist nach Millet ein amerikanisiertes Europa, ein Disney-Menschenpark, dessen Bewohner in einer ewigen Gegenwart existierten und sich den Tautologien des Vergnügens hingäben. Diese Gesellschaft sei horizontal ausgerichtet, sie bestreite und bekämpfe die Unterschiede und qualitativen Hierarchien. Sie mache es möglich, das Niveau der afrikanischen und mit dem der europäischen Kunst gleichzusetzen, ohne sich der Lächerlichkeit preiszugeben. In diesem Niveauverlust erblickt Millet eine »Subamerikanisierung« und »Verdrittweltlichung« Frankreichs und Europas. Die Zuwanderung aus nichteuropäischen Kulturkreisen sei zwar nicht die Ursache, aber ein Symptom der Krise und verschlimmere ihre Folgen. Der nichtassimilierte »Neu-Franzose« sei stets »nur ein Mangelfranzose, ein Franzose aus Erschöpfung oder Berechnung, der seinen Eintrag ins Register des Exterritorialen dem Niedergang überlegener Ideen verdankt«.

> »Meine Liebe zur Wahrheit führt daher zu einem effektiven Bruch mit dem antirassistischen Terror – einer französischen und stark verrechtlichten Version der politischen Korrektheit amerikanischer Machart, die das gefährlichste Unterfangen einer Herrschaft über den Menschen seit den Totalitarismen des 20. Jahrhunderts darstellt: eine vollumfängliche Umkehrung der westlichen Werte; eine allgemeine Aufhebung des Urteilsvermögens; eine bedingungslose Selbstverleugnung zugunsten einer neuartigen Universalität, die den Wert des Zufälligen, Unsteten, ›Pluralistischen‹ als dogmatische Notwendigkeit anpreist und den Querkopf zum Übeltäter, somit wieder einmal zum Rassisten erklärt, weil er dieses Dogma der Neuen Weltordnung anficht: die Menschheit in ihrer rassischen, ethnischen, religiösen und sexuellen Ununterscheidbarkeit als politisches Endziel.«

Damit setzt er sich, den dissidenten Autoren im Ostblock durchaus vergleichbar, in Opposition zum Staat und zur Gesellschaft. Es ist eine Ein-Mann-Opposition. »Ich wähle nicht; ich ›debattiere‹ nicht; ich spiele das demokratische Spiel nicht mit; ich verweigere mich der Allmacht der Ethik, sobald sie sich in Gestalt eines ideologischen Werkzeugs des Staats präsentiert (wie zum Beispiel der Antirassismus in Frankreich mit seinen Gesetzen und seinen halbstaatlichen, freiheitstötenden Organisationen).« Damit hat er sich in einen »ständigen Prozeß des Selbstausschlusses« begeben, in eine »freiwillige Apartheid«. Das bedeutet aber nicht Abkehr von der Gesellschaft, mit der er als Beobachter und als Leidender verbunden bleibt. Sein Blick jedoch ist freier geworden, seine Sprache muß keine falschen Rücksichten nehmen. Der Platz des Schriftstellers ist der Rand, der Wald, seine Arbeit ist die des Waldgängers und Partisanen. Erst dann kann er sich die Freiheit nehmen, das Erschrecken und das Unwohlsein auszudrücken, das ihn überfällt, wenn er sich in einem Viertel, das formal zu Frankreich gehört, als einziger Europäer unter Arabern, Afrikanern und Asiaten wiederfindet.

> »Außerhalb der Stadt zu sein bedeutet: sich in den Mittelpunkt der Kritik zu stellen, mitten in den Kampf, der vor allem darin besteht, die gutmenschlichen Werte in ihrer Belanglosigkeit, ihrer Falschheit, ihrer schändlichen Macht zurückzuweisen.«

> »Ich bin Franzose, der Sohn französischer Eltern, französischer Abstammung, und ich habe niemals aufgehört, mich als Franzose zu fühlen.«

Der Verzicht auf sein Vorrecht im eigenen Haus stemple den indigenen Franzosen von vornherein zum Verlierer, weil »der Andere« in der direkten Begegnung das Recht auf seiner Seite wisse. Sie berge daher »eher ein Risiko als eine Chance«. Wie die ideologische, moralische und politische Einschüchterung schließlich in eine physische mündet, zeigt eine geschilderte Szene: Eine Gruppe deutscher Austauschschüler (»blond, hübsch, zierlich, in hellen Farben gekleidet«) wird am ersten Tag nach der Ankunft in der Pariser Agglomeration auf dem Schulhof von maghrebinischen Schülern angespuckt. Sie stehen mit gesenkten Köpfen da, einige weinen. Millet nennt die Szene »neutestamentarisch«. Gewiß haben die Schüler zu Hause ihre Solidarität mit der Dritten Welt bekundet, haben an antirassistischen Aktionen teilgenommen und ihren lächerlichen »Mut gegen rechte Gewalt« bewiesen, der ihnen nicht weiterhilft. Sie haben gelernt, daß man dem Faschismus in den Anfängen wehren muß, und stellen nun schockiert fest, daß längst ganz andere Anfänge gesetzt worden

sind. Ahnen sie den Betrug, dem sie aufgesessen sind, und werden sie sich gegen ihn auflehnen?

Vier unterschiedliche Wirkungsmächte greifen in Millets Darstellung ineinander. Erstens habe Frankreich sich von der Niederlage 1940 niemals erholt, sein anhaltendes Trauma zwinge es dazu, es ständig zu wiederholen. Hier ergeben sich klare Analogien zu Deutschland und den übrigen europäischen Ländern: Der dreißigjährige europäische Bürgerkrieg hat 1945 mit der gemeinsamen Niederlage Europas geendet, egal, welches Land offiziell auf der Sieger- oder Verliererseite stand. Zweitens haben wir es mit einer egalitären Massengesellschaft zu tun – ein Aspekt, den Millet leider nur andeutet. Die geistig-kulturelle Nivellierung und das Einpendeln auf einer mediokren Massenkultur entsprechen dem Bedürfnis des Massen-Menschen, der sich seiner Beschränktheit nicht mehr schämt, sondern sie als sein Recht verteidigt. Drittens wird der Ausländer – »der Migrant« – dem entchristlichten Europäer als seine letzte Utopie offeriert, dem er sich angesichts seiner weißen, kolonialen Schuldbeladenheit anzupassen habe. Diese Utopie hält neben der Zumutung auch etwas Verführerisches für ihn bereit. Sie füllt sein religiöses Vakuum und kommt dem Bedürfnis nach Unterwerfung, nach Ein- und Unterordnung entgegen. Viertens schließlich gibt es ein vielschichtiges Interesse, die Zuwanderung, insbesondere die islamische, nach Europa zu forcieren und die einst homogenen Nationalstaaten zu durchmischen. Der Liberalismus und der freie Kapitalverkehr finden ihr Gegenstück in den entstrukturierten Menschenmassen. Europa wird damit gleichermaßen die Beute der USA und der Ölscheichs. Der Islam ist in diesem Prozeß mehr Werkzeug als Gegner, denn während er Europa unterhöhlt, wird er selber durch den Liberalismus unterminiert, wie auch der Marxismus nur noch als Spielart und Rammbock des internationalen Kapitals agiert.

Vor diesem Hintergrund deutet Millet in einem der vier Texte des Buches die Geschichte des Attentäter Anders Breivik. Das Mediengeheul auf seinen Essay machte glauben, daß er den Massenmord begrüßt habe – eine Unterstellung, die mindestens den Verfall der literarischen und intellektuellen Standards bezeugt. Die französische Literatur hatte in der Vergangenheit stets ein tiefes Empfinden dafür gehabt, daß das Böse stets auch außermoralische Dimensionen besitze.

> »Der Teufel ist's, er hält die Fäden, die uns regen!
> Das Widerliche schaun wir mit Begehrlichkeit:
> Ganz ohne Gruseln, durch Gestank und Dunkelheit,
> gehen wir tagtäglich Schritt für Schritt der Höll entgegen.«
> (aus Charles Baudelaire: *Die Blumen des Bösen*)

> »Ich weiß, daß sich der leidenschaftliche Liebhaber eines guten Stils dem Haß der Menge aussetzt. Doch keine menschliche Rücksichtnahme, keine falsche Scham, keine Koalition und keine allgemeine Wahl wird mich zwingen, den unvergleichlichen Patois dieses Jahrhunderts zu sprechen oder die Tinte gegen die Tugend einzutauschen.«
> (Charles Baudelaire: Vorwort zu den *Blumen*)

Man nahm Millet einfach übel, daß er sich um eine rationale Erklärung des Verbrechens bemühte. Breivik ist ein, vaterlos aufgewachsen, verlorenes Scheidungskind, weichlich und schlaff, mit ergoogelter Halbbildung ausgestattet, die er in einem endlosen Manifest ausbreitete, kurzum: ein »exemplarisches Produkt jener westlichen Dekadenz, die den Anschein eines amerikanisierten Kleinbürgertums angenommen hat«.

Doch Breivik verkörpert neben dem familiären also auch einen »ideologisch-ethnischen Bruch«. Die Einwanderung, der Siegeszug der Massenkultur und die Kriminalisierung des Patriotismus in Europa führen die Menschen an einen »identitären Abgrund, der um so tiefer erscheint, als wir den Untergang einer Zivilisation erleben, deren Wunder wohl kein Kontinent wird wiedererstehen lassen können.« Es vollzieht sich »die Umwandlung des Individuums in einen globalisierten, ungebildeten sozialdemokratisierten Kleinbürger gemischter Abstammung – den Menschenschlag also, dessen Vertreter Breivik ermordet hat.« Und mit dem er, wie man hinzufügen muß, manches gemeinsam hat!

Die Umwandlung ist ein gewaltsamer Prozeß. Es handelt sich um einen Bürgerkrieg, der unter den Europäern zahlreiche Opfer fordert. Nur werden sie im Zeichen des »multikulturellen Nihilismus« nicht gezählt. Zwischen dem öffentlichen und dem Nihilismus Breiviks bestehe – so Millet in einer naheliegenden, umständehalber trotzdem kühnen Denkbewegung – ein innerer Zusammenhang. »Angesichts dieser Dekadenz ist Breivik zweifellos das, was Norwegen verdient und unsere Gesellschaften erwartet, die sich in Selbstverblendung üben …; er ist keineswegs ein Todesengel oder eine apokalyptische Bestie, sondern zugleich Henker und Opfer, Symptom und unmögliche Kur. Er ist das Unmögliche an sich, dessen Negativität sich am geistigen Himmel Europas entfesselt hat.«

Der einzige Trost für die deutschen Leser besteht darin, daß Millet die französischen Zustände noch schlimmer findet als die in Deutschland. Sein Buch verkündet keine Apokalypse mehr, weil es bereits der Postapokalypse angehört. Im Geiste, in der Kultur und der Religion hat der Untergang des Abendlandes bereits stattgefunden. Was wir jetzt erleben, ist sein materieller, politischer, rechtlicher Nachvollzug. Die Abwicklung eben.

Einiges im Buch bleibt unscharf, anderes offen. Zum Beispiel: Hält Millet die beschriebene Entwicklung für gesellschaftsimmanent oder geht sie auf einen politischen Dezisionismus zurück? Begreift er die von ihm heftig kritisierten USA eher als Machtgebilde oder als massenkompatible Lebensform? Doch das sind eher Anmerkungen als Einwände. Ein eisiger Wind weht dem Leser aus Millets Texten entgegen. Er bedeutet Frischluft im Reich der Lüge!

AKTUELL



ISBN 978-3-902732-04-0
Hans Becker von Sothen
Fotos machen Politik
BILD-LEGENDEN

Fälschungen • Fakes • Manipulationen
256 Seiten, durchgehend bebildert, Hardcover
€ 19,90

Fälschungen von Fotos durch Retuschen, Collagen, irreführende Bildunterschriften, Manipulationen des Ausschnitts etc. sind so alt wie die Fotografie selbst. Die ersten Beispiele lassen sich schon im Krimkrieg (1853–1856) und im Amerikanischen Bürgerkrieg (1861–1865) finden. Über den Ersten und Zweiten Weltkrieg, die berühmten Bildfälschungen des Maoismus und Stalinismus spannt sich der Bogen bis zum Tod Osama bin Ladens und dem Umsturz in Ägypten. Berühmte Beispiele wie Robert Capas „Fallender Soldat" aus dem Spanischen Bürgerkrieg, Jewgeni Chaldej und die sowjetische Flagge auf dem Reichstag sowie die manipulierten Bildlegenden in der Reemtsma-Ausstellung „Verbrechen der Wehrmacht" sind genauso Thema des Buches wie die Brutkästen-Mär beim Bericht über angebliche Gräueltaten der Soldaten Saddam Husseins in Kuwait. Retuschen an den Bildern von Goebbels und Leni Riefenstahl, Stalin und Ribbentrop, Adenauer, Brandt und Breschnew werden ebenso behandelt wie das neue Phänomen des Outsourcing von Pressearbeit ganzer Länder an globale Public-Relations-Agenturen, die keinerlei Interesse an objektiver Berichterstattung haben, sondern nur am optimalen „Verkauf" von diversen politischen Ereignissen.

Stahlgewitter im Zeitgeist

von Erik Lehnert

Die Bestsellerlisten werden bereits seit Monaten von Veröffentlichungen bestimmt, die irgend etwas mit dem Ersten Weltkrieg zu tun haben. Während es bislang um das letzte Jahr vor dem Weltkrieg (Florian Illies' *1913*) und vor allem um die Vorgeschichte desselben (Christopher Clarks *Die Schlafwandler*) ging und die ersten Volksbücher à la Guido Knopp auf der Frankfurter Buchmesse zu besichtigen waren, setzt der Heidelberger Literaturwissenschaftler Helmuth Kiesel wieder einmal editorische Maßstäbe.

Vor drei Jahren veröffentlichte er erstmals die originalen Kriegstagebücher Jüngers (die sogenannten Kladden) aus dem Ersten Weltkrieg, nun liegt eine historisch-kritische Ausgabe des daraus verfaßten, wichtigsten Buches aus der Erlebnisperspektive vor: Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* (Stuttgart: Klett-Cotta 2013, 2 Bände, 1245 Seiten, 68 Euro).

Über den Sinn solcher Editionen läßt sich trefflich streiten. Meistens sind solche Unternehmungen reine Drittmitteleinwerbemaschinen, die den Bearbeitern (aus dem universitären Mittelbau) einige Jahre Arbeit und damit Lohn und Brot geben. Und zu Jüngers Kultbuch, das er aus den Tagebüchern des Grabens extrahierte, will solch eine Edition schon gar nicht passen. Die Jünger-Jünger haben ihre Lieblingsausgabe im Regal und werden sich den Lesespaß nicht durch einen riesigen Variantenapparat verderben lassen. Für Leute, die mit Jünger bisher nichts anfangen konnten, dürften sich über tausend Seiten nicht gerade als Einstieg anbieten. Doch die Begründung für diese Ausgabe liegt im Text selbst.

Kiesels Edition ist auf zwei Bände verteilt. Im ersten Band, dem eigentlichen Textband, finden sich sowohl die Erstausgabe von 1920 als auch die Ausgabe letzter Hand, die Jünger für die zweite Werkausgabe erstellt hatte und die seitdem auch unverändert als Einzelausgabe im Buchhandel zu haben ist. Zur Präsentation hat sich Kiesel etwas Besonderes einfallen lassen: Auf der linken Seite findet sich die Ausgabe von 1920, auf der rechten die von 1978, die entsprechenden Textseiten parallel gegenübergestellt. So läßt sich leicht ersehen, was Jünger verändert, ergänzt und gestrichen hat.

Da es jedoch nicht nur diese beiden Fassungen gibt, sondern mindestens sieben, sind die entsprechenden Passagen unterschiedlich farbig markiert und mit Jahreszahlen versehen, wann sie eingefügt oder gestrichen wurden. Ergänzt wird das Ganze durch das ausführliche Variantenverzeichnis (320 Seiten) im zweiten Band, in dem wirklich jede Zeichenänderung vermerkt ist. Das hätte man natürlich auch ins Internet verfrachten können, doch immerhin ist nun ein für allemal geklärt, was verändert wurde.

Der eigentliche Wert des Bandes liegt aber an anderer Stelle: in der ausführlichen Einleitung des Herausgebers, die sicher die kundigste Einführung in Jüngers Hauptwerk überhaupt sein dürfte und den Materialen, die im Anhang abgedruckt sind, wobei vor allem die Ausführungen zum Absatz des Buches und die Beispiele der Rezeption von Interesse sein dürften.

Wenn man bedenkt, daß die erste Auflage im Selbstverlag erschien und sich Jüngers Vater um Kontakte zum Buchhandel und um Rezensenten bemühte, sind 2000 verkaufte Exemplare in einem Jahr keine schlechte Zahl. Auch nach dem Wechsel zum renommierten Verlag Mittler & Sohn blieb es bis 1929 bei rund 2000 Exemplaren pro Jahr. Die guten Jahre begannen ab 1929, als Jünger sich auch mit anderen Büchern einen Namen gemacht hatte und Remarque reüssierte, und hielten bis 1943 an. Erst 1961 erschien dann eine Nachkriegsausgabe.

Ein Bestseller war Jüngers Erstling also nie. Eher ein Longseller, denn bis heute haben sich, nach Schätzung Kiesels, insgesamt (mit Übersetzungen) maximal 400000 Exemplare verkauft. Das sind, auf einen Zeitraum von 93 Jahren gesehen, im Schnitt 4300 Exemplare pro Jahr – verglichen mit Remarques *Im Westen nichts Neues,* von dem 30 bis 40 Millionen verkauft worden sein sollen, nicht viel. Und auch Kriegsbücher mit verherrlichender Tendenz erlebten höhere Auflagen, so Hans Zöberleins *Der Glaube an Deutschland* (fast eine Million). Aber keines hat sich als so gültig erwiesen und so lange in der Diskussion halten können wie Jüngers *In Stahlgewittern*.

Der entscheidende Grund für das Erscheinen der nun vorliegenden historisch-kritischen Ausgabe ist die Tatsache, daß Jünger sein Buch bis zu, wie er selbst einmal an Armin Mohler schrieb, zwanzigmal überarbeitet hat. Das wird anhand der Rezeptionsgeschichte erst recht spät deutlich, weil die Bearbeitungen der ersten Jahre nicht so einschneidend waren und es der philologischen







Kärrnerarbeit bedurfte, um diese Dinge aufzuspüren. Allerdings hat, wie Kiesel ausführlich darstellt, der zeitweilige Sekretär Armin Mohler bei Erscheinen der ersten Gesamtausgabe in mehreren Artikeln auf diese Tatsache hingewiesen. Der Tenor lautete: Jünger weigere sich, seinen Büchern eine Mündigkeit zuzugestehen. Stilistisches dürfe man ändern, den Sinn nicht: »Es sind Schriften, die um ihres geschichtliches Zeugniswertes willen auch jeder nachträglichen Zensur … entzogen sind.« Über diese Auseinandersetzung ist es zum Bruch zwischen Mohler und Jünger gekommen, der lange nicht geheilt werden konnte. Mohler sah keinen Grund, seinen Vorwurf zurückzunehmen, Jünger habe seine Bücher, die in der ursprünglichen Form über das Schicksal einer Generation entschieden hätten, »ad usum democratorum« umfrisiert.

Jünger hat die *Stahlgewitter* tatsächlich mehrfach bearbeitet, eben nicht nur in stilistischer, sondern auch in inhaltlicher und ideologischer Hinsicht. Und auch wenn Kiesel meint, das sei nichts Außergewöhnliches, verweist er als Beleg jedoch nur auf Thomas Manns *Betrachtungen eines Unpolitischen*, von denen es genau zwei Fassungen gibt. Es dürfte schwerfallen, ein Werk der Weltliteratur zu finden, das der Autor ähnlich exzessiv bearbeitet hat, wie das Jünger mit den *Stahlgewittern* tat.

Jünger hat diese Bearbeitungen nicht verschwiegen und in die Neuauflagen Vermerke wie »völlig neubearbeitet« einfügen lassen. Ihm ging es dabei um die Annäherungen an die vollkommene Form eines Werkes, die »Herausschälung des Kerns«, die Schärfung des Ausdrucks, aber auch um die Säuberung von Stellen, die er eben jetzt nicht mehr haben wollte. Und da wird man zum einen eine Entfernung von der Unmittelbarkeit (und auch Unbedarftheit) des Urtextes konstatieren können als auch eine gewisse Zeitgeistigkeit, der sich Jünger wohl nicht verschließen konnte – selbst dann nicht, wenn er die nationalistischen Tendenzen der späten zwanziger Jahre Anfang und Mitte der dreißiger Jahre wieder tilgte, weil ihm klargeworden war, daß das jetzt Konjunktur hatte und einem Klassiker schlecht zu Gesicht stand.

Die erste Verlagsausgabe (1922) war gegenüber der Erstausgabe nur leicht verändert worden. Es handelt sich meist um Zugeständnisse an ein größeres Publikum, das nicht mehr unbedingt um die gleichen Erfahrungen wie Jünger verfügt. Details und auch einige »Elemente des blutigen Humors« wurden ergänzt. Die nächsten Veränderungen sind inhaltlich gravierender, darauf weist schon das Jahr 1923 hin, als die Überarbeitung stattfand. Jünger war aus der Reichswehr ausgeschieden, studierte in Leipzig und entwickelte sich zum wichtigsten Autor des Neuen Nationalismus. Kiesel: »Das Kriegserlebnis wird durch die Streichung subjektiv wertender Stellen objektiviert und als Basis eines nationalistischen politischen Engagements profiliert … der Ton wird kälter und schneidender.« In der Ausgabe von 1934 wird das alles wieder gestrichen und der Text insgesamt geschmeidiger (literarischer) gemacht. Jünger hat diese Tendenz in den Ausgaben, die bis 1935 erscheinen, fortgesetzt und das Buch dann bis 1943 unverändert gelassen.

Die Ausgabe von 1961 schließt dann die Erfahrung des Zweiten Weltkriegs mit ein, so daß Jünger sein Buch weiter humanisierte und es generell mit einer versöhnlichen Tendenz versah. Für die zweite Gesamtausgabe hat Jünger den Text 1978 nur noch geringfügig stilistisch überarbeitet.

Was die Motivation der Überarbeitung betrifft, unterscheidet Kiesel zwei Thesen. Die – auch von Jünger vertretene – Finalitätsthese zielt auf die Bearbeitung zur Herausbildung des bestmöglichen Textes ab. Die zweite, die Opportunitätsthese von Mohler, geht davon aus, daß Jünger damit auf den Zeitgeist Bezug nehmen wollte und somit weniger unabhängig war, als er selbst immer behauptet hat. Kiesel sieht eine Verschränkung der beiden Motivationen, die sich in jeder Fassung unterschiedlich stark zeigen.

Welche Fassung die beste ist, bleibt umstritten. Kiesel vertritt die Auffassung, daß die literarische Qualität mit jeder Ausgabe zunimmt, andere geben der Ausgabe von 1934 den Vorzug, weil sie noch nicht so sehr mit ethischen Reflexionen beladen sei.

Schöne Literatur

Evelyn Waugh: *Ausflug ins wirkliche Leben. Erzählungen,* Zürich: Diogenes 2013. 512 S., 19.90 €
Ders.: *Wiedersehen mit Brideshead. Die heiligen und profanen Erinnerungen des Captain Charles Ryder,* Zürich: Diogenes 2013. 512 S. 26.90 €

Nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit müßten die Bücher Evelyn Waughs (1903–1966) heute verschmäht werden. Der britische Schriftsteller und Kolumnist hatte sich nach homoerotischen Dandyjahren dem Katholizismus zugewandt, er war Kulturpessimist reinster Sorte, verabscheute Politik (»keine Partei ist für mich reaktionär genug«), haßte Sport und die modernen Medien, huldigte Mussolini und war dabei Antisozialist. Nach Abdankung der alten Welt frönte er König Alkohol. Seine erste Ehe ließ Waugh annullieren. Mit seiner zweiten Frau hatte er sieben Kinder, die Glaubens- und Liturgieregeln des zweiten vatikanischen Konzils lehnte er strikt ab. Der irritierten Nancy Mitford, die klagte, wie ein Katholik so mitleidlos sein könne, antwortete er: »Wäre ich nicht Katholik, dann wäre ich noch viel unausstehlicher«. In einem BBC-Interview plädierte Waugh für die Todesstrafe, die »für viel zu wenig Delikte« verhängt werde. Als ihn Zeitungsreporter auf seinem Landsitz besuchten, um ihn zu interviewen, wollte er das gesamte Anwesen verkaufen, weil es nun »verseucht« sei. Lebte Waugh heute, man würde ihn als *far-right* etikettieren. Aber! Alle lieben Evelyn Waugh, das Feuilleton wie die Lesekundschaft. Fünf Sterne, auf welches seiner Bücher man schaut. »18 mal gelesen, 27 mal verschenkt«, so wirbt Diogenes, Waughs Verlag im deutschen Sprachraum, mit dem Entzückensruf einer bekannten Schriftstellerin für die Neuübersetzung von *Brideshead revisted.* Man staunt über das Ausmaß an zeitgenössischem Jubel. Wiedersehen mit *Brideshead,* dieser melodramatische Abgesang der aristokratischen, längst dekadenten Ära zugunsten des effizienten Zeitalters der gewöhnlichen Leute gehört nach wie vor zum Lektürekanon jener, die sich mit Zeitgenossenschaft per se schwertun. Zum 110. Geburtstag des elitären Querulanten hat Diogenes außerdem ein hübsch geschubertes Bändchen mit fünfzehn Erzählungen herausgebracht, von denen fünf erstmalig in deutscher Übersetzung erscheinen. Neu übersetzt (von Hans–Ulrich Möhring) wurde das 1953 erstveröffentlichte *Sittengemälde aus der nahen Zukunft: Liebe in Schutt und Asche.* Es sticht nicht aufgrund seiner poetischen Qualität aus der Sammlung hervor, sondern wegen seiner prophetischen Merkwürdigkeit. Waugh war ansonsten kein Science-fiction-Autor, seine Gegenwart pflegte ihm reichlich Evidenz zu liefern für die Fallrichtung. »Trotz ihrer Versprechungen vor den letzten Wahlen hatten die Politiker das Klima noch immer nicht geändert«, so beginnt die Erzählung. Der Regierung war es »gelungen«, eine »Kettenreaktion von Scheidungen« in Gang zu setzen. Auch Miles ist ein Produkt eines jener Paare, die sich »nun über die ganze Freie Welt zerstreuten«. Miles ist unter staatlicher Obhut aufgewachsen. »Riesige Summen« sind auf seine Erziehung aufgewandt worden, »jedes Detail seiner Kinder- und Jugendjahre wurde aufgezeichnet und archiviert«. Miles wird trotzdem ein Problemfall, er wird zum Pyromanen. Das Gericht verweist die weinenden Witwen, Mütter und Waisen der Brandopfer darauf, »daß dies ein Sozialgericht war und keine Versammlung des Hausfrauenverbands.« Der Richter erinnert daran, daß das »Neue Recht« in »Neubritannien« keine Kriminellen vorsieht: »Es gibt nur Opfer einer mangelhaften Sozialfürsorge.« Miles wird in die höchst lebenswerte Anstalt Mountjoy überwiesen. Entgegen seinem Willen wird er (»der Staat sei mit ihnen!«) bald freigelassen – in den Staatsdienst, auf die »konkurrenzfreie Karriereleiter«. Der »Bezirksprogressive« soll ihn anleiten. Miles verrichtet seinen Dienst hinter Glasfassaden, die Transparenz suggerieren und »das Sonnenlicht einfangen« sollten. Er ist dem Euthanasie-Dienst zugeordnet, der einzig expandierenden Abteilung des maroden Staatswesens. Andere beneiden ihn für diese Tätigkeit: »Ich«, sagt einer, »hatte ein Heiles Familienleben, der Staat steh mir bei!« Miles' Mitarbeiter klagen hingegen über den Zustrom an den Gaskammern: »Das Land ist so reich an natürlichen Todesschätzen, aber alle müssen zu uns kommen.« Miles verliebt sich, in ein Opfer eines Genderexperiments. Das lebendige Produkt dieser Liebe wird abgetrieben: »Ja, das mußte weg. Ich hätte nie wieder tanzen können.« Die Geliebte ist glücklich. Denn zugleich haben sie ihr im Krankenhaus die Gesichtshaut abgenommen »und sie mit einer neuen Substanz ersetzt, die Schminke hervorragend annimmt.« Während Miles die rosa Maske anstarrt, ertönt aus dem Apparat am Bett – Waugh haßte das Radio, es spielt in einigen seiner Erzählungen eine Rolle – eine alte Weise: … bring euch gute neue Mär, der neuen Mär bring ich so viel, davon ich singen und sagen will.« Miles wird erneut zündeln. Diesmal trifft es »nur Staatseigentum.«



Ellen Kositza

Aber was war mit Herrn Breegens Würde?

Martin Mosebach: *Das Blutbuchenfest. Roman,* München: Hanser 2014. 448 S., 24.90 €

Der Lyriker Paul Valéry hatte die Romanschreiberei einmal damit lächerlich gemacht, es sei für ihn unvorstellbar, einen trivialen Satz zu schreiben wie »Die Marquise ging um fünf Uhr aus«. Es war die Zeit, als die Rede von der »Krise des Romans« populär war. Die Wirklichkeit sei zu komplex geworden, hieß es. Neue Medien seien besser geeignet, die Realität einzufangen. Auch könne die Sprache, derer ein Roman bedürfe, kaum mithalten in einer Welt transzendentaler Obdachlosigkeit. Vor fünfzig Jahren hat Claude Mauriac dem Valéryschen Diktum zum Trotze einen Roman verfaßt, der *Die Marquise ging um fünf Uhr aus* titelte, eine Art Sekundenstil-Versuch, das Detail zu mikroskopieren, im Kleinen das Große sichtbar zu machen. Martin Mosebachs Roman *Das Blutbuchenfest* hebt mit diesen Worten an: »Die Markies verließ um fünf Uhr das Haus«, und schnell wird deutlich, daß sie keineswegs zufällig bereits um fünf – »morgens wohlgemerkt« – das Haus verläßt, obwohl ihr Flug viel später geht. Die Markies, keine Markgräfin, sondern Geschäftsführerin einer Marketingagentur, »war eine überlegene Planerin ihres Lebens und bezog auch eigene Schwächen in ihre Planung ein.« Die Büromädchen wissen, daß sie zurückkehren würde, um noch Wichtiges zu erledigen. Auch sie wissen zu planen und den Zeitpunkt abzuschätzen, ab dem die Agenturgemeinde ihr Tempo herunterfahren kann. »Der Galeerentakt der gemeinsamen Ruderschläge wurde nicht mehr vorgegeben«, führungslos driftet man, Einzelinteressen verfolgend, auseinander.

Eine der Angestellten ist Winnie, ein zartes Mädchen, das seine Herzschwäche durch das Tragen von Kampfstiefeln und Armeekluft konterkariert. Eine weitere Lohnkraft der Inge Markies ist Ivana. Die Bosnierin hält die Markiesschen Privaträume sauber, und bald auch die wüsten, büchergefluteten Zimmer des Ich-Erzählers. Dieser Berichterstatter ist ein Kunsthistoriker ohne Anstellung jenes Alters, das Mosebachs Angelfiguren meist haben, Mitte dreißig, habituell beeindruckbar, ungebunden, doch nicht bindungsunwillig. Mosebachs Erzähler nimmt, auch dies erneut, eine in denkbar höchstem Maße auktoriale Perspektive ein. Er hat nicht nur die Außensicht auf das Romanpersonal, er macht sie kernhaft kenntlich, kennt ihre Gedanken, blickt in abgeschlossene Räume. Daß das funktioniert, ohne Irritationen zu hinterlassen, darf man der Zauberkraft des Autors zurechnen. Frankfurt, weithin Ort der Handlung, ähnelt als Handlungsraum dem St. Petersburg Dostojewskis. Hier wie dort kreuzen sich die Wege des Romanpersonals, als wäre die Stadt ein Dorf. Ivana putzt auch bei den Breegens. Der feiste Breegen ist ein Immobilienhai, gestern noch berüchtigter Pleitier, heute wieder obenauf. Ivana wischt und wienert in der Wohnung der betörenden Maruscha, die zugleich Breegen und dem melancholischen Multiplikator Wereschnikow (mit »Kontakten zu Henry Kissinger und Boutros Ghali«, dies seine bedeutsame Referenzen) als Gespielin dient. Sie hält den Hauhalt des lebensuntüchtigen Doktor Glück mit seiner mehr zufällig akkumulierten Napoleonica-Sammlung rein und den der Beate Collisée, jener betagten Couturistin, deren Nichte und Mitbewohnerin ausgerechnet die zwirnsfadensdünne Winnie ist. Während der Ich-Erzähler den Auftrag Wereschnikows annimmt, eine Ausstellung des wenig bekannten Bildhauers Mestrovic zu kuratieren (die Schau soll eine von humanistischem Geist getragene Balkankonferenz flankieren) und zugleich eine Affaire mit Winnie aufnimmt; während Breegen im Kleiderschrank der heimlichen Geliebten festsitzt; während ein zwielichtiger Rotzoff eine Promiparty in Glücks Großstadtgarten plant (das Blutbuchenfest, das revolutionär enden wird) braut sich in Ivanas Heimat ein ungleich größeres Unglück zusammen: Wir schreiben 1992, Jugoslawien bricht auf. Krieg und Fest treffen in eins. So viel gestorben wurde nie in Mosebachs Romanen.

Daneben gilt wie immer bei diesem Schriftsteller: Unter dem glänzenden, in mustergültiger Kunstfertigkeit aufgetragenem Firnis wuchert das Holz. Es folgt seiner Wuchsrichtung, als wäre es nie abgesägt, verarbeitet und glattpoliert worden. Mosebach ist ein begnadeter, scharfsichtiger Menschenkenner, das beweist erneut dieser Roman. Ein Naseweis mag fragen, weshalb in einer Geschichte, die vor über zwanzig Jahren spielt, bereits Klingeltöne, SMS und schmale Klapprechner für die Nachrichtenübertragung sorgen. Mosebach wagt es, das Realismuskonzept des bürgerlichen Romans augenzwinkernd zu übertreten. Was, wenn nicht das unüberhörbare Stampfen der dräuenden Kriegsmaschinerie, bezeugt die »Antiquiertheit des Menschen« (Günther Andres) gegenüber der Macht der Großtechnik deutlicher? Nach Anders obsiegt der technische Apparat mit seiner Fähigkeit, »auf Knopfdruck« den »weltlosen« Menschen zu bezwingen.

Die handelnden Subjekte bei Mosebach denken »mit den Fingerspitzen, fixe Gedanken, die sich den Fakten anschmiegen wie ein Handschuh.« Der Krieg, das Fest: sie wirken am Ende nicht als zuverlässige Läuterungsinstanz. Die Reinigungskraft? »Sie streifte den Jogginganzug über. Dann begann sie aufzuräumen.« Trivial: nicht dieser Roman.

Ellen Kositza

Mitverantwortlich

Herfried Münkler: *Der Große Krieg. Die Welt 1914–1918,* Berlin: Rowohlt 2013. 928 S., 29.95 €

Dieses Buch eines »Etablierten« über den Ersten Weltkrieg hält positive Überraschungen bereit. Für Herfried Münkler war das deutsche Kaiserreich kein Hort des Bösen, vielmehr war die Selbststilisierung Frankreichs, Englands und der USA zu Verteidigern der Demokratie gegen die Barbarei reine Propaganda; die deutschen »Ideen von 1914« enthalten ein politisch konstruktives Freiheitsverständnis; »Tannenberg« und »Langemarck« sind zwar deutsche »Mythen«, halten aber im Kern einer »Entmythologisierung« stand, weil weder an der militärischen Leistung bei Tannenberg noch an der militärisch zwar sinnlosen, aber dennoch übermütig-heldenhaften Opferbereitschaft der Freiwilligen bei Langemarck zu zweifeln sei; das deutsche »Augusterlebnis« für »widerlegt« zu halten, nur weil nicht sämtliche Deutschen im August 1914 gleichermaßen begeistert über den Kriegsausbruch waren, ist grotesk; das Scheitern der deutschen und der US-amerikanischen Friedensinitiativen war nicht die Schuld des um Verständigung bemühten Reichskanzlers Bethmann Hollweg, sondern seiner unversöhnlichen französischen und englischen Kollegen; die geopolitische »Mittellage« Deutschlands ist ein tatsächlich bestehendes Problem; die These Niall Fergusons vom »falschen Krieg«, den England auf eigene Kosten und zum alleinigen Nutzen der USA geführt habe, ist durchaus plausibel. Gut und Böse sind bei Münkler relativ gleich auf die beteiligten Staaten verteilt; in Deutschland waren die Militärs und Annexionisten die Bösen, während die Politiker und (liberalen) Befürworter eines »Verständigungsfriedens« die Guten waren.
Das Buch hat aber doch zwei erhebliche Schwächen. Die erste ist die fast durchgängig auf Deutschland beschränkte nationale Perspektive, die Münklers eigenem Anspruch widerspricht, eine Gesamtdarstellung des Ersten Weltkriegs zu bieten. Da ist es dann zu wenig, hin und wieder auf Ereignisse in Paris, London, Wien und St. Petersburg zu verweisen, die denen in Berlin mehr oder weniger ähnlich waren. Vor allem aber wird durch die breite Schilderung der deutschen Politik und Kriegführung permanent der Eindruck eines aktiven und angreifenden Deutschlands und einer passiven und verteidigenden Entente erzeugt.
Zwar nennt Münkler Rußland als die für den Kriegsausbruch entscheidende Macht, hält aber insgesamt doch an einer zentralen Verantwortung Deutschlands für die Kriegsursachen sowie die Eskalation der Julikrise fest.



Die zweite Schwäche des Buches hängt damit zusammen, daß Münkler kein Historiker, sondern Politologe ist, und daß man dies auch merkt. Münkler bleibt ganz und gar abhängig von dem, was die Forschungsliteratur der letzten Jahrzehnte zu bieten hat und kann diese dann mit mehr oder weniger originellen Ideen ergänzen, aber nicht immer einleuchtend in den historischen Zusammenhang einordnen. So folgt er im großen und ganzen der Behauptung, die massive antideutsche Kriegspropaganda habe im »brutalen Vorgehen« der Deutschen in Belgien eine rationale Ursache gehabt und verzichtet dabei weitgehend darauf, das Verhalten der deutschen Besatzungsmacht in Belgien mit dem Verhalten der Kriegsgegner in ähnlichen Situationen zu vergleichen. Immerhin aber verweist Münkler auf die Möglichkeit eines solchen Vergleichs, wenn er erwähnt, daß auch Ausländer wie Sven Hedin die Deutschen mit dem Hinweis auf das viel brutalere Vorgehen Rußlands in Ostpreußen in Schutz nahmen. Aus unerfindlichen Gründen hält Münkler diese Argumentation aber für »schwach« und wenig überzeugend.
Der Unterschied zu Arbeiten von Historikern fällt besonders ins Auge, wenn man die Darstellung der Kriegsursachen bei Münkler mit derjenigen Christopher Clarks (*Die Schlafwandler*) vergleicht: Münkler betont zwar, daß Deutschlands »Blankoscheck« für Österreich-Ungarn in der Julikrise 1914 alles andere als verantwortungslos gewesen sei. Man müsse auch die ganz ähnlichen Zusagen Rußlands an Serbien und Frankreichs an Rußland berücksichtigen. Auch könne von einer »Störenfriedrolle« des Deutschen Reiches nur bedingt gesprochen werden. Er bleibt aber doch der alten Sichtweise verhaftet, nach der Deutschlands bloßes Vorhandensein eine Art Sicherheitsrisiko für die Entente-Mächte gewesen sei, angesichts dessen die deutsche Politik ein besonneneres Auftreten an den Tag hätte legen müssen. Clark zeigt dagegen, daß die Einkreisung Deutschlands kaum mit einer angeblichen deutschen »Gefahr« zusammenhing, sondern mit davon unabhängigen Verschiebungen des europäischen Staatensystems.
Trotz dieser Schwächen ist Münklers Buch zu begrüßen. Als stellenweise origineller Überblick über den Ersten Weltkrieg aus deutscher Perspektive und als zusammenfassende Kommentierung des gegenwärtigen Forschungsstandes ist es sinnvoll benutzbar. Es ist zudem trotz gewisser Einschränkungen eine weitere Referenzgröße für die wissenschaftliche Erledigung deutscher Hauptschuldvorwürfe. Das ist schon viel Wert in Anbetracht der in diesem Jahr bevorstehenden geschichtspolitischen Auseinandersetzungen um die Deutung des Ersten Weltkriegs. Münkler wird dabei vermutlich eher auf der richtigen Seite stehen.

Martin Grundweg

Schöner, schrecklicher Krieg

Ernst Piper: *Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs,* Berlin: Propyläen 2013. 587 S., 26.99 €

Ist es schon schwierig, eine einigermaßen vollständige militärische Geschichte des Ersten Weltkriegs zu schreiben, so dürfte das bei einer Kulturgeschichte von vornherein ausgeschlossen sein. Das hat in diesem Fall weniger mit der Detailgenauigkeit als vielmehr mit der mangelnden Abgrenzbarkeit des Begriffs Kultur, der eine stupende Vielzahl menschlicher Hervorbringungen umfassen kann, zu tun. Eine Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs muß daher Fragment bleiben, das auf einer sehr subjektiven Auswahl beruht.
Pipers Buch ist von der Idee getragen, daß es bis zum August 1914 so etwas wie eine gesamteuropäische Kultur gegeben habe, die dann gewaltsam auf das Schlachtfeld geführt wurde. Insofern sieht er in dem Krieg das Ende dieser Kultur und damit ein widersinniges Ereignis, das dem kosmopolitischen Trend entgegengesetzt gewesen sei. Bereits der Prolog weist in diese Richtung: Piper schildert darin das tragische Schicksal Georg Trakls, der, konstitutionell denkbar ungeeignet für einen Krieg, sich freiwillig meldet und bereits zu diesem Zeitpunkt von den schlimmsten Ahnungen erfüllt ist. Daß der depressive Feldapotheker Trakl dann an einer Überdosis Kokain stirbt, wird hier als Resultat der totalen Mobilmachung gedeutet, die alles in ihren Dienst stellt und verbraucht.
Piper geht im Anschluß daran, soweit das bei einer Kulturgeschichte durchhaltbar ist, chronologisch vor. Seine *Tour d'horizon* reicht von den Debatten im Vorfeld des Krieges über die Kriegserklärung, die Mobilisierung, den Krieg selber, die Hoffnungen von 1917 auf eine amerikanische Schlichtung, bis hin zu den Auswirkungen der Kriegserfahrungen und dem unterschiedlichen Totengedenken in den beteiligten Ländern. Dazwischen liefert Piper Abschnitte über die Bemühungen Intellektueller, den Krieg mit den Waffen des Wortes zu führen, über den Futurismus, der dem Krieg eine Schönheit abgewinnen konnte, über das Judentum, das sie auf viele Länder verteilte und damit automatisch ein Loyalitätsproblem zu haben schien und viele andere Aspekte.
Immer wieder kommen Einzelschicksale von Künstlern oder Schriftstellern – etwa Hermann Löns, Franz Marc – zur Sprache, die die Folgen des Krieges eindringlich verdeutlichen. Viele Intellektuelle konnten sich im Laufe des Krieges aus der Schußlinie nehmen, weil ihre Fähigkeiten bei der Zensur oder an anderen zivilen Orten besser gebraucht werden konnten als an der Front. Dennoch blieb der Blutzoll hoch. Piper vergleicht, was seine Arbeit hier recht aufschlußreich macht, diese Tatsache mit anderen Ländern. Die Österreicher schufen beispielsweise ein Kriegspressequartier, das Schriftsteller ziemlich geschlossen in den Dienst nahm und so vor der Front bewahrte.
Die Schwerpunktbildungen des Buches sind teilweise sehr aufschlußreich. Allerdings wird damit der Anspruch, eine Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs zu schreiben, nicht eingelöst. Das Buch hat, auch wenn es mit zahlreichen Fußnoten versehen ist, etwas Essayistisches. Das kommt insbesondere in einigen wertenden Zuspitzungen zum Ausdruck, die sich Piper als Historiker eigentlich verbieten müßte. Hinzu kommt, daß das Buch eine gründlichere Gliederung hätte vertragen können, ohne die der Leser doch hin und wieder etwas verloren zwischen all den Aspekten und Einzelheiten steht. Löblich ist, daß Piper die neue Debatte um die Kriegsschuldfrage zur Kenntnis genommen hat. Leider kommt er darauf erst am Ende des Buches zu sprechen, am Anfang stehen dagegen Pauschalisierungen, die uns allen aus Schulbüchern geläufig sind.

Erik Lehnert

Baring, Bürger, Barrikaden

Arnulf Baring: *Der Unbequeme. Autobiografische Notizen,* Wien/Berlin/München: Europa-Verlag 2013. 399 S., 21.90 €

Schon wieder einer aus der redseligen Generation der Achtzig- bis Neunzigjährigen, die ihre Erfahrungen aus lange zurückliegender Zeit an die Nachgeborenen weitergeben wollen, ohne daß diese daran besonderes Interesse hätten. Das mag man denken, wenn man Arnulf Barings Erinnerungen vor sich liegen hat. Doch Vorsicht! Bereits der Erzählstil des »Unbequemen« macht die geschilderten Erlebnisse kurzweilig.
Daß der 1932 geborene Gelehrte und Publizist keine schöne Kindheit und Jugendzeit verbringen durfte, wird nicht überraschen, ist er dem Inferno von Dresden nur knapp entronnen. Das Kriegsende in Berlin brachte unvorstellbare Schrecken mit sich: monatelange Angst vor Exekution durch die Russen, Massenvergewaltigungen ringsherum, die Nöte des Überlebenskampfes. Die Erleichterung des Berichtenden ist spürbar, als es nach 1948 aufwärtsging. Den Abscheu über den Nationalsozialismus bemerkt man in jeder Zeile. Das schließt nüchterne Urteile über die Zeit der braunen Diktatur keineswegs aus, etwa die Aussage, der bürgerliche Einfluß, wie man ihn aus der Epoche vor 1933 kennt, sei auch während des »Dritten Reiches« viel stärker präsent gewesen, als später gemeinhin angenommen wird.
Die 1950er Jahre werden von Baring positiv gewürdigt.

Nach Jura-Studium, Promotion, USA-Aufenthalt, Journalistentätigkeit und Habilitation erhielt er einen Lehrstuhl für Politikwissenschaft an der Berliner FU. Bereits während der Kulturrevolution der späten 1960er Jahre häuften sich Angriffe auf Baring, erst recht, als das damalige SPD-Mitglied seit den 1970er Jahren Zugang zu den Regierenden bekam. Die Attacken, die gelegentlich in Rechtsstreitigkeiten enden, dauern bis heute an und zielen vor allem auf den in den letzten Jahren gern eingeladenen Talkshowgast, der um inopportune Urteile nicht verlegen ist. Freilich kommt auch der private Baring zu Wort. Offen gibt er Auskunft über seine zwei Ehen, vier Kinder, das Glück der späten Vaterschaft, seine Einstellung zur Religion und vieles mehr. Aktuelle Themen wie Eurokrise und die Zukunft des Sozialstaates spart der brillante Essayist nicht aus. Eine überaus lohnende Lektüre!

Felix Dirsch

Einen Nationalstaat braucht es dafür nicht

Felix Menzel/Philip Stein: *Junges Europa. Szenarien des Umbruchs.* [= Schriftenreihe *BN-Anstoß* II], Chemnitz: Verein Journalismus und Jugendkultur 2013. 100 S., 8.50 €

»Ethnische Kontinuität, nationale Identität und Selbstbestimmung sind nicht zwangsläufig an einen Nationalstaat gekoppelt.« Dieser Satz aus dem von Felix Menzel und Philip Stein verfaßten Band Junges Europa birgt Irritationen für den klassischen Konservativen. Worin liegt das Ansinnen der *Blaue Narzisse*-Autoren? Vor dem Hintergrund einer wachsenden Ohnmacht ob der Machtfülle oligarchisch-technokratischer Pseudoeliten – »Machthaber in Politik, Wirtschaft und Medien« – sollen »Szenarien des Umbruchs« die Hoffnung auf eine Wende aufrechtzuerhalten helfen. Der in der Schriftenreihe *BN-Anstoß* veröffentlichte Band will »eine Vision für die Zukunft« der europäischen Völker aufzeigen und knüpft mit dem *Jungen Europa* an den 1834 von dem italienischen Freiheitskämpfer Giuseppe Mazzini gegründeten Geheimbund gleichen Namens an, dessen Grundidee der revolutionär-idealistische Kampf um ein freiheitliches »Europa der Völker« darstellte. Menzel erinnert in dem einführenden Kapitel an den visionären Habitus Mazzinis, der den technokratischen Moloch der Restauration aufzubrechen gedachte und zieht hiermit die greifbaren Parallelen zum notwendigen Kampf gegen das völkerfeindliche Konstrukt EU. Der Ansatz Menzels hebt von einer oberflächlichen EU-Kritik mit konventionellen konservativen Forderungen (Euro-Abschaffung, Rückkehr zum Nationalstaat) ab und weist auf die »viel umfassender[e]« Krise Europas hin. Diese wurzele in erster Linie in einem »Identitätsproblem«, das Europas »langfristigen kulturellen Fortbestand« bedrohe.

Nach Menzels Abschnitt widmet sich Stein den konkreten »Szenarien des Umbruchs«. Er schlägt anhand von acht Szenarien einen weiten Bogen teils gut, teils kaum vorstellbarer Kehrtwenden zugunsten identitär-traditioneller Kräfte. Die »Rückkehr zur traditionellen Familie«, »ein paneuropäischer Staat auf Grundlage souveräner und weitestgehend homogener Völker und Regionen« fernab klassischer Staatengebilde, »eine weitere Steigerung der Gewaltspirale« in einem »ethnisch bedingten, molekularen Bürgerkrieg« mit dem Resultat der zwangsläufigen Verteidigung des Eigenen, ein beachtlicher Zulauf für EU-kritische Parteien mit dem Ergebnis eines radikalen Kurs- und Politikwechsels, das Potential »wirtschaftlicher Not« als Impulsgeber für einen europaweiten Umbruch oder das allumfassende Scheitern der kapitalistischen Wohlstands- und Konsumgesellschaft im Sinne der »Décroissance« – dies könnten nach Stein »entscheidende Katalysatoren im Moment der Krise« sein, die jedoch auf einer wesentlichen Voraussetzung beruhen: einer Avantgarde, die metapolitisch den Umbruch vorbereitet und die »intellektuelle Kehrtwende« herbeiführt, »theoretische Vorarbeiten, um ein Szenario des großen Umbruchs verwirklichen zu können.« Kritik muß sich Stein gefallen lassen, wenn er in einigen Szenarien die doch sehr resistenten Strukturen des »Systems« allzu leicht in Not- und Krisenzeiten zusammenbrechen sieht. Gerade die weltweite Wirtschafts- und Finanzkrise hat gezeigt, daß derartige Einschnitte eine Ordnung sogar noch stärken und legitimieren können. In seinen im darauffolgenden Kapitel dargelegten Schlüssen aus den »Szenarien« erinnert Menzel – mit Ortega y Gasset – an die in der europäischen Rechten ohnehin bekannte Notwendigkeit eines europäischen Kulturbewußtseins als Klammer eines gemeinsamen Bandes zur Verteidigung der abendländischen Identität. »Es braucht den Mut zu neuen Ideen«, schreibt Menzel.

Sebastian Pella

Ferment der Dekomposition

Lorenz Jäger: *Unterschied – Widerspruch – Krieg. Zur politischen Theologie jüdischer Intellektueller,* Wien: Karolinger 2013. 152 S., 22 €

Mit dem vorliegenden Band ist die Tetralogie ideengeschichtlicher Monographien abgeschlossen, an der Lorenz Jäger im vergangenen Jahrzehnt arbeitete. Sie widmete sich in den bisher erschienenen Bänden dem philosophischen Marxismus (*Adorno. Eine politische Biographie,* 2003), dem nationalsozialistischen Rassismus (*Das Hakenkreuz. Zeichen im Weltbürgerkrieg,* 2006) sowie dem republikanischen Laizismus französisch-

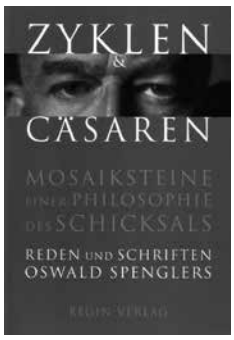
romanischer Prägung (*Hinter dem großen Orient. Freimaurerei und Revolutionsbewegung,* 2009). Das Herzstück dieses Bandes stammt aus der Festschrift für Günter Maschke, die meisten übrigen Beiträge sind der *FAZ* entnommen, als deren Redakteur Jäger tätig ist. Die Aufgabe, die er sich hier stellt, ist keine geringere, als die Wurzeln des Antisemitismus freizulegen. Jägers politisch überaus inkorrekter Befund geht nun dahin, einen Grund für ihre Verfolgung auch bei den Juden selbst zu suchen und erst dadurch dieses große Weltvolk in seiner Bedeutung zu würdigen. Mit Max Webers Religionssoziologie diagnostiziert er die Abschottung und Ghettoisierung jenes ortlosen Volkes gegen andere Völker, er findet im Babylonischen Talmud das ausdrückliche Verbot der Hilfeleistung gegenüber fremden Rassen und stößt schließlich auf ein elektrisierendes Zitat Franz Rosenzweigs, der Eugen Rosenstock-Huessy geschrieben hatte: Nur die Juden hätten den Mut aufgebracht, Jesus Christus ans Kreuz zu nageln, und sie würden das gleich wieder tun. Jäger sieht Max Weber zusätzlich sensibilisiert für sein Thema durch die schlichte Tatsache, daß damals Georg Lukács und Ernst Bloch zu seinem Schülerkreis zählten, die den Ersten Weltkrieg als Epochenbruch enthusiastisch begrüßten und bedingungslos der Oktoberrevolution anhingen. In seiner Abendländischen Eschatologie schließlich bestätigt Jacob Taubes das Jüdische als Ferment der Dekomposition, als Gär- und Sprengstoff, der keinen Stein auf dem anderen läßt. Erst der Sozialdemokratie ist es gelungen, das apokalyptische Moment des Marxismus zu tilgen – ein zweifelhaftes Verdienst.
Das ganze sechste Kapitel »Geschichte und Phantasie« gilt dem Streit zwischen Gore Vidal und Philip Roth um die Positionen von Franklin D. Roosevelt und Charles Lindbergh im Zweiten Weltkrieg. Vidal hatte in einem aufsehenerregenden Essay »Der Adler am Boden« (deutsch abgedruckt in der Sammlung *Amerikas Traum vom Fliegen*) den berühmten Piloten verteidigt und dessen isolationistische Einstellung als für die Amerikaner vorbildlich gefeiert. Roosevelt, der den Krieg brauchte und deshalb Pearl Harbor inszenierte, wurde seinerseits von Roth favorisiert, allerdings nicht ohne daß es dabei an Denunziationen gefehlt hätte, die auch mit Roths jüdischer Herkunft in Verbindung stehen.

Stefan Dornuf

Der Untergang des Wissens über Spengler

Zyklen und Cäsaren. Reden und Schriften Oswald Spenglers. Mit einer Einführung von Martin Falck, Kiel: Regin-Verlag 2013. 414 S., 19.95 €

Wer die einschlägigen Arbeiten zu Spengler kennt, wird in diesem Buch wenig Bereicherndes finden. Der Autor der 135seitigen Einführung, die einer willkürlichen Auswahl der kleineren Schriften Spenglers (die übrigens nie vergriffen waren!) vorangestellt ist, hat es versäumt, neue Akzente zu setzen. Damit ist eine große Chance vertan, denn schließlich sind die Reden und Aufsätze Spenglers bisher am wenigsten (wissenschaftlich) beachtet worden. Immerhin enthält der Band zwei bislang unveröffentlichte und zudem gehaltvolle Texte, auf die der Autor jedoch kaum eingeht. Anstatt diese eher unbekannten Schriften Spenglers gründlich zu beleuchten, wird der *Untergang des Abendlandes* nacherzählt und all das Bekannte wiederholt, das Spenglers Werk besonders für konservative Leser attraktiv macht. Dabei ist die Grundaussage dieser Einführung: Spengler sei weder Pessimist im herkömmlichen Sinne noch Wegbereiter des NS gewesen, schlechterdings banal. Jeder nicht komplett Unkundige oder Böswillige weiß das, da es in der professionellen Literatur, angefangen bei Koktanek, überall nachzulesen ist. Wozu also eine weitere Darstellung Spenglers, die sich im Fahrwasser der vielen anderen konservativen Deutungen bewegt? Freilich bemüht sich der Autor, die Sekundärliteratur der letzten Jahrzehnte zu berücksichtigen, um eine detailreiche, fleißig zusammengetragene Gesamtschau zu liefern. Und tatsächlich liest sich der Text über weite Strecken wie eine solide Arbeit – wenn man nicht alles bereits kennte! Bezeichnenderweise bleibt die bedeutende Studie von Frits Boterman (1992, dt. 2000) gänzlich unerwähnt, obwohl Boterman die zahlreichen Artikel aufführt, die Spengler zwischen 1915 und 1926 für Zeitungen schrieb und die zusammenzusuchen und abzudrucken ein Gewinn gewesen wäre. Ärgerlicher sind auch kleinen und größere Sachfehler, die verraten, daß der Autor mit der Materie doch nur bedingt vertraut ist. So äußerte sich Eduard Meyer über den *Untergang* keineswegs »voll des Lobes« – das Gegenteil war der Fall!



Dann unhaltbare Aussagen wie diese: mit seinen Überlegungen zur Geschichte der Frühzeit des Menschen (*Der Mensch und die Technik*) habe Spengler »die bislang bestehende Lücke in seiner Kulturtheorie« geschlossen. Es ist eine oft beklagte Tatsache, daß in der Zivilisation echte Kennerschaft und Gründlichkeit dem Dilettantismus weicht. Für die heutige Geisteskultur wäre einiges gewonnen, wenn die vielen Schnellschreiber unserer Tage dies beherzigten.

Frank Lisson

Die bei dem Irrtum verharren

Boualem Sansal: *Allahs Narren. Wie der Islamismus die Welt erobert,* Gifkendorf: Merlin Verlag 2013. 164 S., 14,95 €

Unterschätzt die Islamisten nicht, sie sind in ihrer Heimat bereits an der Macht und wollen auch euer Europa übernehmen! Diese Sorge bringt der Algerier Boualem Sansal in seinem Essay über »Allahs Narren« zum Ausdruck. Sansal, Jahrgang 1949, promovierter Volkswirtschaftler, langjähriger hoher Regierungsbeamter, Romancier und Träger des Friedenpreises des deutschen Buchhandels (2011) ist ein wohlüberlegter Mann. Jahrzehntelang habe auch er die muslimischen Eiferer nicht ernstgenommen, weil sie weder intellektuell noch materiell etwas anzubieten haben. Hinzu komme, daß der Islam in viele verschiedene Glaubensrichtungen aufgespalten sei. In dieser Konstellation müsse es doch kaum für möglich gehalten werden, daß eine rückwärtsgewandte Legierung aus politischen und religiösen Vorschriften eine ernsthafte Alternative für eine größere Anzahl von Menschen bereitstellen könne. Die Islamisten haben es dennoch geschafft, mit Predigt und Terror die Macht in einigen ihrer Heimatländer zu übernehmen. Sie hätten sich dabei als flexible Opportunisten erwiesen, die ihre Religion als eine Art Selbstbedienungsladen behandelten. Besonders absurd erscheine allerdings der Umstand, daß die westliche Welt diese Machtübernahme überhaupt nicht wahrgenommen habe, sondern sie statt dessen als einen demokratischen Aufbruch, einen »arabischen Frühling«, bejubelte. Mit vielen Fragen blickt Sansal auf diese verflixte gegenwärtige Situation und kann sie sich nicht recht erklären. Warum ist der Islamismus so stark? Und warum schweigen sowohl die westlichen als auch die muslimischen Intellektuellen? Zur ersten Frage macht Sansal ein paar Vorschläge, ohne sich auf einen festzulegen: Der Islamismus könne eine Reaktion auf die Globalisierung sein, ein spontan-eruptives Ereignis auf der »arabischen Straße«, eine Quittung für die gescheiterte Einwanderungs- und Integrationspolitik des Westens, eine letzte Hoffnung für diejenigen Menschen, die im Elend leben, oder gar eine Gegenbewegung zum modernen Islam.
Insgesamt identifiziert Sansal den Islamismus als eine totalitäre Ideologie, die mit aufklärerischen Mitteln nicht zu bekämpfen ist, weil seine Stärke einzig und allein darin besteht, Taten statt Worte sprechen zu lassen. In den letzten Jahren hat sich der Islamismus wider Erwarten zu einer immer rasanter Fahrt aufnehmenden Machtdemonstration nach innen und außen entwickelt. Dem politisch korrekten Westen bescheinigt Sansal in dieser Situation ein Verhalten wie das des Kaninchens vor der Schlange. Mit Hinweisen, was wirklich getan werden müßte, um den Islamismus zurückzudrängen, hält sich Sansal zurück. Während die einen also gerade dabei sind, die Macht auch in Europa zu übernehmen, überlegen die Intellektuellen inklusive Sansal noch, auf was sie sich festlegen können.

Felix Menzel

Sonnenkönige und heilige Kühe

Thomas Vogel/Thomas Kunze (Hrsg): *Oh Du, mein geliebter Führer! Personenkult im 20. und 21. Jahrhundert,* Berlin: Ch. Links Verlag 2013. 336 S., 19.90 €

Nicht lang überlegen, bitte spontan äußern: Was fällt Ihnen zu den Stichworten Personenkult/autoritärer Charakter ein? Wer hier an ein Volk und einen Führer denkt, dessen Wissen wird durch dieses Buch erheblich erweitert. Zwanzig Autoren liefern Einführungen in das Kultwesen, das um Herrscher und andere Potentaten des gegenwärtigen und des vergangenen Jahrhunderts getrieben wurde und wird. Unterschieden wird zwischen den drei »großen Diktatoren« (mit Schuldkonto; Mao macht mit »bis zu 70 Millionen Menschen« die weitaus meisten Miese), »Kommunistischen Nachahmern«, »Populisten und Kultfiguren« (Atatürk, Evita Perón, Castro und Chavez, Mandela), »Nationalisten, Militärkarrieristen und religiösen Führern« (Khomeini, Gaddafi, »Turkmenbashi«) sowie Monarchen (Wilhelm II., Bokassa). Als zweites, knappes Kapitel fügen sich vier Aufsätze zum »Phänomen« (Herrscherkult) an.
Analytisch ist dieser Band wohl den mittelmäßigen Werken zuzurechnen. Hinzu kommen ungeschickte Formulierungen und Stilblüten. Man stelle sich vor, in Deutschland würden sich 18 Prozent der Bevölkerung für eine Rückbenennung von Orten in »Adolf-Hitler-Straße« oder »-Schule« aussprechen, und nur 60 Prozent wären dezidiert gegen eine solche »Ehrung«: Würde ein Autor angesichts dieser Zahlen schreiben, von einem Neo-Hitler-Kult könne keine Rede sein – man hielte ihn für kaum zurechnungsfähig. Da eine knappe Mehrheit der Russen gegen eine Umbenennung von Wolgograd in Stalingrad ist, entwarnt der Autor: kein Stalinkult! Wir lesen unübersetzte Tito-Huldigungen (auf jugoslawisch), daneben durchziehen elliptische Satzfetzen (»Und selbst noch im 21. Jahrhundert als die prägendste, aber auch umstrittene Figur der VR China gilt.«) das Buch, es tauchen naßforsche nonsense-Wertungen auf wie »Vor allem der deutsche Papst hat sich bei jeder Gelegenheit feiern lassen«.
Und doch, sowohl die gewagte Zusammenschau als auch die

ausgebreiteten Details bestechen: Allein 2012 besuchten acht Millionen Menschen Maos Weihestätte; es gibt in Peking Restaurants, die von rotgardistisch kostümierten Kellnern Maos Leibspeisen servieren. Oder dies: Nach Stalins Tod änderte Nordkorea seine Haltung zur Sowjetunion. Mit Russinnen verheiratete Koreaner wurden nun des »Verrats an der eigenen Rasse« bezichtigt. Als minderwertiger galt nur der Yankee: Seine Gesichtszüge widerspiegelten einen »inneren Idiotismus«. Enver Hodscha, der den ersten atheistischen Staat der Welt errichtete, ließ für sein Zweieinhalbmillionen -Volk 720000 Bunker bauen, unterirdische Stahlkonstruktionen, deren Zugänge noch heute als halbrunde Pilzkappen sichtbar sind. Hodscha ließ sich stets »Knie an Knie« porträtieren, »auf Augenhöhe« mit dem Volk. Tito ließ von seiner Jugend lebende »T«-Buchstaben formieren; auf seiner Beerdigung waren 700000 Gäste, Thatcher und Helmut Schmidt darunter. Trujillo, der 25000 Zuckerrohrarbeiter niedermetzeln ließ, hat zu Lebzeiten 1850 Denkmäler seiner selbst errichten lassen. Khomeinis Gesicht wurde angeblich im Mond plastisch, Mandela erhielt 17 Ehrendoktorwürden und einen UN-weiten Mandela-Tag, nach dem turkmenischen KP-Funktionär Nijasow wurde ein Monat, zahlreiche Pflanzen und so viele Orte benamst, daß sie aufgrund von Verwirrungsgefahr wieder umbenannt werden mußten. Ein wundersames Irrlicht sprengt die Potentatenschau: Alexander Graf von Schönburgs Betrachtung zu »Kate als heilige Kuh«. Von Schönburg fragt, wie der Königskult im 21. Jahrhundert kompatibel bleiben könne. Müsse sich der King »als Pater Patriae? Popstar? Prolet?« inszenieren? Lapidar wird berichtet, wie sich Dänemarks Kronprinzession Mary beim Raustragen des Hausmülls photographieren läßt, wie das niederländische Prinzenpaar damit kokettiert, sich nicht mit »Majestät« anreden lassen zu wollen, wie der jeansgekleidete Windsor-Thronfolger William »Kate« (»von Bergbauarbeitern abstammend«) und das Söhnchen in einem selbstgesteuerten Auto und mit Baby-Plastikschale aus der Klinik abholt. Twitter und Facebook besorgen den Rest der Botschaft: »Wir sind wie ihr«. William, sagt von Schönburg, sei perfekt für seine Zeit. »Auch wenn er rückblickend vielleicht lächerlich wirkt.«

Ellen Kositza

Horrorgeschichten und »The Conservative«: Die Reiche des H.P. Lovecraft

Sergio Fritz-Roa: *Jenseits des Abgrunds. Im Reich des Howard Phillips Lovecraft,* Kiel: Regin 2013. 174 S., 18.95 €

Michel Houellebecq vergleicht in seinem ersten Roman *Gegen die Welt, gegen das Leben* (1991) Howard Phillips Lovecraft mit »einer riesigen Traummaschine, die eine noch nie dagewesene Größe und Wirkungskraft hat«. Das klingt übertrieben, doch dieser merkwürdige Gentleman aus Providence, Rhode Island, der als ewig kränkelndes Einzelkind, behütet von seiner Mutter und zwei Tanten im Haus der Großeltern aufwuchs – der Vater war als Syphilitiker an fortgeschrittener Paralyse im Irrenhaus gestorben, wenige Jahre später endete auch seine schwer neurotische Mutter in einer Nervenanstalt –, war nicht nur ein manischer Büchernarr, der seine Tage hinter geschlossenen Vorhängen mit dem Studium okkulter Literatur und Astronomie verbrachte, sondern der geniale Begründer einer hauseigenen Kosmologie, die ihresgleichen sucht. Lovecrafts »Cthulhu-Mythos« ist eine perfekte Pseudo-Mythologie und -Dämonologie, eine Mischung aus purem Schrekken und raffinierter Irrationalität, in der Fiktion und Realität ständig verschwimmen. Die finsteren Mächte, die Monster-Gottheiten außerirdischen Ursprungs, die Großen Alten vom nachtschwarzen Planeten Yoggoth, Dagon und Azathot und über all diesem Grauen der Große Cthulhu: Es ist dies nichts anderes als eine imaginäre Religion komplett mit allen Göttern und dem fiktiven »Necronomicon« als Bibel.

Insgesamt blieb Lovecrafts Œvre recht schmal, vierzig kürzere und zehn längere Erzählungen: Doch die – für Europa entdeckt von Jean Cocteau und Louis Pauwels – feiern seit Jahrzehnten wahre Triumphe, und das nicht nur bei Liebhabern gehobener Phantastik. Weniger bekannt ist, daß der Mussolini-Verehrer und erklärte Feind aller massendemokratischen Bestrebungen neben seinen Horrorgeschichten eine Zeitschrift mit dem programmatischen Titel *The Conservative* herausgab, doch brachen sein ausgesprochener Antimodernismus und seine Abneigung gegen fremde, nichtweiße Rassen auch in Erzählungen wie *Das Grauen in Red Hook* durch. Der chilenische Schriftsteller Sergio Fritz-Roa hat nun das Werk Lovecrafts auf eine tiefere Bedeutung untersucht und ist dabei zu erstaunlichen Resultaten gekommen. Bei seiner Forschung nach der Quelle für Lovecrafts Inspirationen stieß er auf die Integrale Tradition im Sinne Julius Evolas und René Guénons, während er im Kapitel »Lovecraft und die Antarktis« Bezug auf Poe, Melville und seinen Mentor Miguel Serrano und dessen »esoterischen Hitlerismus« nimmt. In der Erzählung »Berge des Wahnsinns« sieht Fritz-Roa den »Höhepunkt von Lovecrafts bildmächtigem Schaffen«. Tatsächlich verzichtet der Dichter hier fast völlig auf konventionellen Okkultismus, sondern

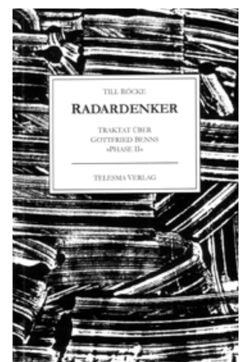
entwirft eine Jahrmillionen überspannende Chronik vormenschlicher Kulturen, die von außerirdischen Rassen auf der Erde gegründet wurde. Mit der Gründlichkeit eines wissenschaftlichen Berichts schildert er die Südpolexpedition einer Forschergruppe der fiktiven Miskatonic-Universität, die hinter den riesigen Bergketten der Antarktis die Ruinen einer fremdartigen Architektur und die Überreste einer außerirdischen Rasse entdeckt.
Fritz-Roas Verdienst ist es, eine neue Seite in der Lovecraft-Rezeption aufgeschlagen zu haben und dem mit all seiner Sprachgewalt, überquellenden Phantasie, seinen Wahnvorstellungen, Halluzinationen und realen Wahrnehmungen wohl größten Chronisten des Grauens ein weiteres literarisches Denkmal gesetzt zu haben.

Werner Olles

Reserviert

Till Röcke: *Radardenker. Traktat über Gottfried Benns »Phase II«,* Treuenbrietzen: Telesma 2013. 150 S., 14.95 €

Der »Radardenker« ist eine typische Figur aus dem Kabinett Gottfried Benns. Dieser expressionistische Lyriker und Vordenker hatte den »Neuen Staat« bis etwa 1936 als große Chance begrüßt (oder verkannt), über die Kunst direkt in die Formung eines neuen Menschenschlags einwirken zu können – berühmte Essays wie *Dorische Welt* (1933) zeugen davon. 1936 war Schluß mit derlei Vorstößen. Es folgten die Innere Emigration in die Wehrmacht und der Versuch, die Verbindung zwischen Kunst und Leben in vier Ansätzen auszuloten: *Weinhaus Wolf* (1936), *Roman des Phänotyp* (1943/44), *Ptolemäer* (1946/47) und *Der Radardenker* (1949).
Wer die Arbeit des 1981 geborenen Literaturwissenschaftlers Till Röcke liest, wird in die unterschiedliche Grundposition der bennschen Weltbetrachtung eingeführt und weiterbefördert zu einer intensiven Interpretation der letzten der poetischen Trägerfiguren: Der »Radardenker« ist einer, der mit feinem Sensorium auftaucht und Eindrücke sammelt, für die ihm die Ordnungskriterien abhanden gekommen sind, während doch alles in ziemlich normalen Bahnen abzulaufen scheint. Der Radardenker kann die Einzelheiten kaum in einen Zusammenhang bringen, und das ist nun schon sehr gekonnt, wie Till Röcke diese Figur interpretiert und ihre Relevanz für die Haltung des Künstlers in der geronnenen, technokratischen Massengesellschaft herausschält. Der »Radardenker« ist wohl die emphatischste Figur des im Kern asozialen Gottfried Benn, die Grundfrage lautet: Kann man anknüpfen, sich beteiligen? Nach allen Verständnisversuchen muß Benn zu dem Schluß kommen: Kann man nicht, selbst dann nicht, wenn man – wie der Radardenker - autonom ist und sein Instrumentarium zu bedienen weiß. Und so ist es wie immer bei Benn: Das »Fehlen einer ordnenden Klammer ist der Beginn der Dichtkunst«, man legt seine Köder aus, und diejenigen, die sich locken lassen, sind die Besten.
Röcke hat bisher zwei Mal für *Sezession* zur Feder gegriffen: 2008 und 2009 steuerte er über Benn und über das *Futuristische Manifest* Texte bei, die nicht nur seine innere Nähe zu Benn belegen, sondern auch die Annäherung an dessen Sprachstil. Diese Methode ist auch im Traktat über den Radardenker das Grundgerüst: Röcke leuchtet den Erkenntnisprozeß noch einmal gründlich in jenen artifiziellen Räumen aus, in denen auch Benn regelmäßiger Besucher war – gemäß der lapidaren Zuschreibung Arnold Gehlens: »Die künstlerische und wissenschaftliche Kultur wird an den Frontstellen Virtuosenreservat.« Kann man, kann Röcke in der Beschreibung eines Virtuosenreservat überhaupt weiter vorstoßen? Wer die Frage so formuliert, hat die Entmachtung des Künstlers akzeptiert, die Gehlen mit seinem Aufsatz über »Die Seele im technischen Zeitalter« in dem ihm eigenen Pathos der Kälte festgestellt hat: Bei Gehlen klingt das immer ein bißchen schmeichelhaft für die Virtuosen, die sich – im Neonlicht des gesellschaftlichen Komplexes betrachtet – nur noch gegenseitig ihre irrelevante Frontstellung bestätigen. Dabei meint er es knallhart: »Kultur ist doppelsinnig: sie kann die Verklärung der Größe eines Volkes sein, aber auch die Lebensform der Entmachteten.« Die Frage muß also anders gestellt werden: Ist der Front-Künstler, der Radardenker, überhaupt ein Reservat-Bewohner, oder ist er – viel schlimmer! – nicht doch mitten drin in der Gesellschaft und sucht dort nach einer Front, die es natürlich gar nicht mehr gibt? Ja, sagt Röcke, so ist es. Es ist so, der Radardenker ist der x-te Versuch, obwohl die Teller längst ausgelöffelt sind. Aber Benn redet nochmals darüber, und für diesen lautstarken, weil wortreichen Sättigungsversuch vor leeren Schüsseln formuliert Röcke das schönste Bild seines Bändchens: »Doch Benn kratzt noch mal die Ränder aus.« Den Begriff »Wahrnehmungselite« vermeidet Röcke, aber nichts anderes meint er: mehr wissen, keine Illusionen mehr hegen, alles aus dem Ich schöpfen und – siehe Benn – die Virtuosität ausgebildet haben, dies alles zur Sprache bringen zu können. Das ist natürlich »Sezession«, ist das Konzept der Romantik, dieser Selbsterregenden, die der Autonomie der Kunst in ihren Geist-Kommunen huldigten und nur dort (also: gesellschaftsabgewandt) zu strahlen begannen.



Röckes Arbeit über den »Radardenker«: Das ist eine expressive Endstation, eine auch in Form und Satz exklusive Arbeit, wie sie derzeit nur in Virtuosenreservaten Form annehmen kann.

Götz Kubitschek

Monotonie der Konsensroutine

Frank Böckelmann: *Jargon der Weltoffenheit. Was sind unsere Werte noch wert?* Waltrop und Leipzig: Manuscriptum (= *Edition Sonderwege*) 2013. 131 S., 9.80 €

Selbst einer, der die in Spanien erschienene Festschrift zu des Großdenkers und Carl-Schmitt-Exergeten Günter Maschke 65. Geburtstag je zur Hand hatte, könnte einen der Aufsätze aus deutscher Feder darin übersehen haben. Ein Glücksfall, daß der Essay des einst »revolutionären Linken« Frank Böckelmann fünf Jahre später, versehen mit zwei aktuellen Kapiteln, nun eine eigene Auflage erfahren hat. Falls es etwas zu bemängeln gäbe an Böckelmanns luzider Analyse, dann wäre es der Untertitel. »Was sind unsere Werte noch wert?«. Das suggeriert nämlich einen gestrigen, rechte-Flanke-der-CDU-affinen Klageton, der nicht im mindesten passen mag auf dieses illusionslos ernüchternde, weltkluge Büchlein, das man nachgerade zur Pflichtlektüre erklären möchte. Wenn man nun (durchaus wahrheitsgemäß) schriebe, Böckelmann – der selbst Frontmann der Subversiven Aktion um Dieter Kunzelmann, Bernd Rabehl und Rudi Dutschke war – setze sich damit auseinander, daß die Achtundsechziger (als strikte Individualisten) nie genuin Linke waren; daß der Habitus und Jargon der Studentenrevolte bereits in den frühen Fünfzigern seinen Ursprung hatte und kraft seiner »unwiderstehlichen Ideen« bis heute fortwirke; daß es zu dem einige stillschweigende Einverständnisse zwischen Linken und Rechten gäbe – nämlich den Glauben an die moralische Entscheidung des Einzelnen und die Kraft politischer Aufklärung: Man ginge an der superben Qualität dieser Essays vorbei. Böckelmann ist ein gedankenstarker, wortgewaltiger Originärdenker, ein Empiriker, der seine Befunde als funkelnde Merksätze zu bündeln versteht. Dieses Bändchen formuliert in nuce Böckelmanns großes Werk *Die Welt als Ort* (2007). Empfand man jenes Buch bereits als Verdichtung dessen was ist, so finden sich die skeptischen, auch scharfen, nie aber in einen Polterton fallenden Einlassungen des Autors zur »Entgrenzungsproblematik« hier abermals komprimiert. Man kann dies in Kürze nur in Beispielen verdeutlichen: Böckelmann sieht ein »Emanzipationsprotokoll« walten und gebieten, das »Selbstbestimmung«, »Vielfalt« und »Gleichberechtigung« zu Universal-Maximen aufstiegen ließ. Der ortlose Slogan von der »Weltoffenheit« tut ein Übriges: Die Anderen (etwa im arabischen Frühling, in Indien), »interessieren uns nicht als Andere, sondern als mögliche Ähnliche, die dem Dickicht unverhandelbarer Werte (Ehrwürdigkeit, Respekt gegenüber den Ahnen, Schicklichkeit, Gefolgschaftstreue) entlaufen, um auf den Straßen und auf Facebook unsere Parolen zu rufen.« Das ursprünglich Linke als Kampfansage werde längst »als gefälliges, humanitäres Gütesiegel« verramscht: »Wer sich als ›links‹ tauft, kündigt an, noch hartnäckiger fordern zu wollen, was alle anderen ebenfalls fordern.« Die Richtungsangabe rechts hingegen werde nicht vereinnahmt, sondern denunziert. Deshalb ginge der fehl, der den »kulturellen Vakuumpumpee« mit einem gegenläufigen, also rechten Aktivismus abhelfen wolle. »Ihm wäre zu raten, zunächst den konservativen Grundsatz ›Erkenne die Lage‹« zu beherzigen und sich gegenüber einem Größeren, unserem epochalen Geschick, in Geduld zu üben. Erst eine Erschütterung der Lebensgrundlagen, gefolgt von einem »großen Enthusiasmus« (Carl Schmitt) würde die »Masse der Verstreuten zu ihrem gemeinsamen Ort und in ihre Geschichte zurückrufen.« Außerordentlich auch Böckelmanns Passagen zum Feminismus. Anhand dieser Ideologie werde der Kompetenzgewinn der Medien deutlich, eigenmächtig per Kontrastierung eines vorgeblichen »Vorher« und eines »Nachher« das »Geschehen mit der Berichterstattung gleichzusetzen. Daß die sexuelle Liberalisierung eine ›wirkliche Revolution‹ war, ist ein Dekret der Medien, dem zu widersprechen Unverständnis auslöst. So ist es gesendet und geschrieben worden, und die Frauen haben ihre Wahrnehmung daran abzugleichen. Vorher war ›verdüstertes Geschlechtsleben‹, nachher war die Freiheit. Basta.« Die neue »starke Frau« ist das Weib mit Marktwert, das sein »Handeln strikt nach den Regeln des Wettbewerbs um Gage und Beachtung« ausrichtet. Der Stoff für die Einübung des »therapierten Menschenverstandes« ist unermeßlich. Schade nur, daß wirklich originelle Denker wie Böckelmann rar sind.

Ellen Kositza

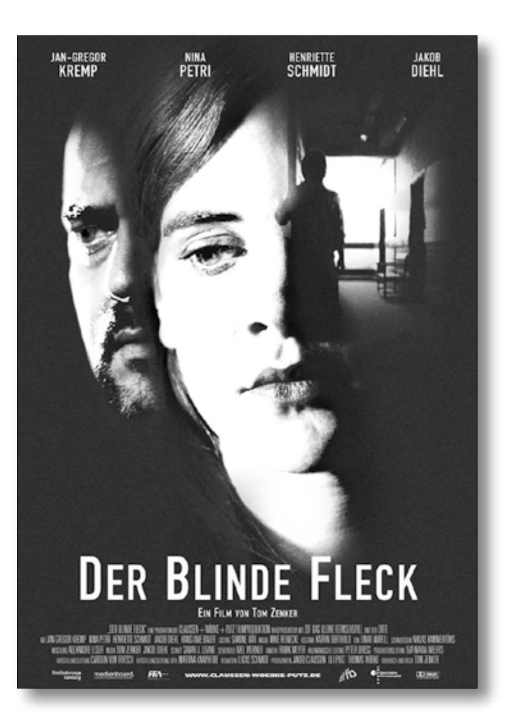
ca. 470 Zeichen

Fritsches Benn

Es geschah zum größten Unbehagen seines Deutschlehrers, als sich Ende der zwanziger Jahre ein Berliner Gymnasiast namens Herbert Fritsche zum Gegenstand des Aufsatzthemas »Meine Bekanntschaft mit einem modernen Dichter und seinem Werk« ausgerechnet den Bürgerschreck und Meister des Morbiden Dr. med. Gottfried Benn erkor. Der darob eisig gescholtene Jüngling schickte daraufhin seinen Aufsatz an den hochverehrten *poète maudit* persönlich. Als kurz darauf ein Lokalblatt Benn interviewte, äußerte dieser, der großartigste Publikumswiderhall, den er in letzter Zeit bekommen habe, stamme überraschenderweise von einem Neuköllner Primaner von »erstaunlicher Begabtheit«. Fritsche konnte diesen Triumph seinen Lehrern nun schwarz auf weiß unter die Nase reiben. In der Folge entwickelte sich zwischen dem jungen Quertreiber und Dr. Benn eine Freundschaft, die bis zum Tode des Dichters anhielt. Der 1911 geborene Fritsche erwarb sich bald den Ruf einer überaus schillernden und vielseitigen Figur: als Lyriker, Publizist, Bohèmien, promovierter Biologe, Homöopath, Psychoanalytiker, Journalist und vor allem als eifriger Adept okkultistischer Lehren, in denen er sich unter anderem von dem Schriftsteller Gustav Meyrink (*Der Golem*) unterweisen ließ. Zu seinen Freunden und Korrespondenten zählten Köpfe wie Hans Blüher, Martin Buber, Gerhard Nebel, Ernst Klett oder der Überlinger Heilfastenarzt Otto Buchinger. Werke wie das esoterische Lehrbuch *Der große Holunderbaum* (1939) oder sein Meisterstück *Erlösung durch die Schlange* (1953) über Mysterium, Menschenbild und Mirakel der Homöopathie zeugen von Fritsches Wortgewalt und seinem mitunter schwindelerregend kühnen Zugriff. Ein halbes Jahrhundert nach seinem Tod im Jahre 1960 gibt es immer noch einen Kreis verschworener Leser, die dem Vergessenen die Treue halten, darunter der passionierte Fritsche-Jünger Werner Zachmann, der sich seit einigen Jahren darum bemüht, das vergriffene Werk wieder erhältlich zu machen. Als besondere Schätze bietet Zachmann einige wiederentdeckte Tondokumente an, darunter einen glänzenden Vortrag Fritsches aus dem Jahre 1956 über Gottfried Benn, in dessen eigenen Worten nicht weniger als eine glühende »Liebeserklärung« an den »glaubenslosen Metaphysiker«. Bestellen kann man die CD mit einer Stunde Laufzeit (12.50 €) direkt beim Herausgeber: www.herbert-fritsche.de.

Blind auf welchem Auge?

Jetzt im Kino: *Der blinde Fleck*. Der Reporter Ulrich Chaussy (Benno Fürmann) erhält den Auftrag, über das Oktoberfest-Attentat zu berichten. Am 26. September 1980 starben dort 13 Menschen, über 200 wurden verletzt. Geplant ist ein kleiner Beitrag, doch als Chaussy auf Widersprüche und Ungereimtheiten stößt, vertieft er seine Recherchen. Er geht davon aus, daß Rechtsradikale und Geheimdienste miteinander verwoben sind und hinter dem Einzeltäter Gundolf Köhler stehen. Der echte Chaussy fragte erst jüngst anläßlich der NSU-Geschichte klagend, warum »die Debatten über Rechtsextremismus nicht längst schon begonnen« hätten. Karl-Heinz Hoffmann, ehemals Kopf der Wehrsportgruppe Hoffmann, hingegen bestreitet (*Sezession* 45/2011), daß seine von ihm selbst als unideologisch begriffene Truppe hinter dem Attentat stand. Selbst Köhler sei nicht Täter, sondern Werkzeug finsterer Mächte gewesen. Für seinen stark besetzten Film (August Zirner, Heiner Lauterbach, Nicolette Krebitz) hat Regisseur und Drehbuchautor Daniel Harrich den »Friedenspreis des Deutschen Films« in der Kategorie Nachwuchspreis erhalten. Daß der Streifen den »blinden Fleck« im rechten Auge des Staats lokalisiert, erübrigt sich zu sagen.



Winterakademie: Demokratie

Ende Februar (28.2. bis 2.3.) ist es wieder soweit: 50 Schüler und Studenten werden nach Schnellroda reisen, um dort an der bereits 14. Winterakademie des Instituts für Staatspolitik teilzunehmen. Die Akademien sind Wochenendseminare, die sich in rund sieben Vorträgen und Diskussionen einem grundlegenden Thema widmen. In diesem Winter geht es um »Demokratie«, die im Laufe ihrer Geschichte zahlreichen Umdeutungen unterworfen war. Aus einer pragmatischen Form der politischen Partizipation in der Antike ist mittlerweile ein fast religiöser Heils-

begriff geworden: Nur der Demokrat darf sich auf der moralisch richtigen Seite wähnen, alles, was als vordemokratisch denunziert wird, ist dagegen minderwertig. Nicht zuletzt unter dieser Maßgabe haben die Alliierten zwei Weltkriege gegen Deutschland geführt, an deren Ende die (endgültige?) Demokratisierung stand. Doch auch die Demokratie hat ihre Zeit, einzelne Interessengruppen haben sie sich nach und nach zur Beute gemacht und den Weg in eine Postdemokratie geebnet. Neben diesen Aspekten werden der libertäre Vorbehalt gegen die Demokratie, der ästhetische Staat (Fiume) als Alternative, die alliierte Reeducation und rechte Positionen pro und contra Demokratie behandelt. Referenten werden unter anderen Stefan Scheil, Detlef Weiss, Karlheinz Weißmann und Robert Grözinger sein. Wer 35 Jahre alt oder jünger ist, kann sich an das Institut für Staatspolitik wenden (institut@staatspolitik.de) und erhält eine Einladung sowie nähere Informationen.

Max Thürkauf

Die Frage nach dem heute vorherrschenden Menschenbild läßt sich mit einem Wort gut umreißen: es ist das »Selfie«. Jüngst hat das *Oxford English Dictionary* »Selfie« zum »Wort des Jahres 2013« gekürt. Gemeint ist ein mit der Handykamera geschossenes Selbstportrait, das für gewöhnlich mit dem Zweck verfertigt wird, es in einem »sozialen Netzwerk« im Internet zu präsentieren. Allein die Zahl der auf Instagram hochgeladenen »Selfies« liegt im dreistelligen Millionenbereich. Als Max Thürkauf seine Erzählung *Die Tränen des Herrn Galilei* schrieb, war erst die gewöhnliche Kamera verbreitet. Der Ich-Erzähler besucht die Uffizien. »Alle paar Sekunden zuckte ein Blitz. Die meisten Besucher trugen eine Kamera auf dem Magen, manche waren mit Linsen geradezu behängt. Sie sahen die Welt durch den Bildsucher.« Der Erzähler setzt sich vor ein Galilei-Porträt und beginnt eine Zeichnung, bis ein Wächter hinzutritt: »Fotografare si, disegnare, no«. Und schreiben? Darf er. »Die Früchte vom Baum deiner Erkenntnis leuchten, sie blenden, bald kann man das Licht der Sterne nicht mehr sehen. Nur ein großer Geist kann es sich leisten, viel zu wissen. Die meisten Menschen wissen heute zu viel, um noch Raum für eigene Gedanken zu haben.« Weitere vier Erzählungen in dieser Neuauflage (*Die Tränen des Herrn Galilei. Erlebnisse eines Nachfolgers,* Kisslegg: Fe-Medienverlag 2013, 168 S., 5 €) zum 20. Todestag Thürkaufs (1925–1993) neu aufgelegt, kreisen um das Leben in derartigen und ähnlichen Verblendungszusammenhängen. Aus Thürkauf spricht, anders als beim Selfie-Narzissten, eine perspektivische Vielfalt. Der preisgekrönte Chemiker hatte aufgrund seiner zunehmend technikkritischen Einstellungen seinen Beruf aufgegeben, er verfaßte philosophische Schriften und vollzog eine vehemente Rückwendung zum Katholizismus. Seiner Witwe, der regen Publizistin Inge Thürkauf, ist die Neuauflage dieses lange vergriffenen Büchleins zu danken.

Das von Natur aus Rechte

Die antiken Griechen schieden das »von Natur aus Rechte« (*Physei dikaion*) vom »durch das Gesetz Rechte« (*nomo dikaion*). Bedeutendster Repräsentant des klassischen Naturrechts ist die Katholische Kirche. Zuletzt hat Kardinal Ratzinger mit Deutlichkeit darauf hingewiesen, daß die Leitlinien für politisches Handeln im Naturrecht zu finden sind. Christian Machek führt in der aktuellen Ausgabe (IV/2013) der vom Ares-Verlag herausgegebenen Vierteljahresschrift *Neue Ordnung* in das Denken bedeutender Vertreter dieser philosophischen Tradition ein, namentlich



in das Leo Strauss', Eric Voegelins und Johannes Messners. Auf die Frage »Wozu Philosophie?« antwortete Voegelin »um die Realität zurückzugewinnen!«. Der Ursprung der Philosophie liege im Widerstand der Seele gegen ihre Zerstörung durch die Gesellschaft. Eine ebenfalls gewinnende Lektüre liefert Manfred Müller (*Sezession* 56/2013) mit seinem Aufsatz (»Typisch deutsches Phänomen«) über die Jugendbewegung im Spiegel der deutschen Literatur. Klaus Mann hielt der »romantischen Rebellion gegen unsere mechanisierte Epoche« vor, eine brisante, »gefährlich deutsche Mischung aus Systematik und Verschwommenheit« zu bergen. Bodo Uhse, erst Mitglied der Revolutionären Nationalsozialisten, dann der Landvolkbewegung zugeneigt, später KPDler, besingt in seinem autobiographischen Roman »die Lieder auf dem Marsch und den Geist von Landsknechttum«, die ihn zum Wehrverband »Bund Oberland« führten. Heimito von Doderer macht bei aller Geneigtheit zum Wandervogel einen grundlegenden Defekt aus, »daß jeder, der sich noch irgendwie ›bündisch‹ macht, sich irgendwo anschließt und damit die Fähigkeit verliert, den eigentlichen gordischen Knoten der Zeit in der eigenen Brust zu lösen, was an keinem anderen Ort und auch nie im Vereine mit anderen geschehen kann«. Zugeneigte Skepsis zum konservativ revolutionären Gestus der Wandervögel auch bei Ernst Jünger und Günter de Bruyn.

Abonnement (35 €/Jahr) und Probeheftbezug: *Neue Ordnung,* Hofgasse 5, A-8010 Graz; www.neue-ordnung.at.

Während unmittelbar und greifbar in diesen gewaltigen Tagen unsere Kultur ganz in den Dienst des Staates gepreßt wird, dient im Reiche des Unsichtbaren heute unser Staat, unsere Machtpolitik, unser Krieg den höchsten Gütern unserer nationalen Kultur. Sie ist der Saft des Baumes, der sich in Blüten und Blättern auswirkt … Denn alles, was nur in einer Nation zur Höhe, zum Lichte und Geiste strebt, hilft die Nation lebendig und stark zu machen. Es wird einem froh und weit zumuten, wenn man sich klar macht, daß alle einsame und stille Regung des Geistes und jede Hingebung an ein Höheres und Heiliges in einem geheimen Zusammenhange steht mit den großen Atemzügen der Nation und mit den gewaltigsten Entladungen ihrer Kraft. Das ist das höchste Ideal des modernen Lebens, das wir gleichzeitig handeln und schauen wollen. Nun heißt es für uns als Staats- und Kulturvolk: Allen harten Realitäten des Lebens mit furchtlosem Blicke gewachsen zu sein und zugleich doch mit dem inneren sonnigen Auge in alle Tiefen des Geistes zu schauen. Dies Ideal wollen wir der Welt erkämpfen und erhalten.

Friedrich Meinecke: *Krieg und Kultur,* 1914

www.sezession.de